

DIE ERSTE ÖSTERREICHISCHE BOULEVARDZEITUNG

AUGUSTIN

2,50 €
davon **1,25 €**
für den die
Verkäufer_in

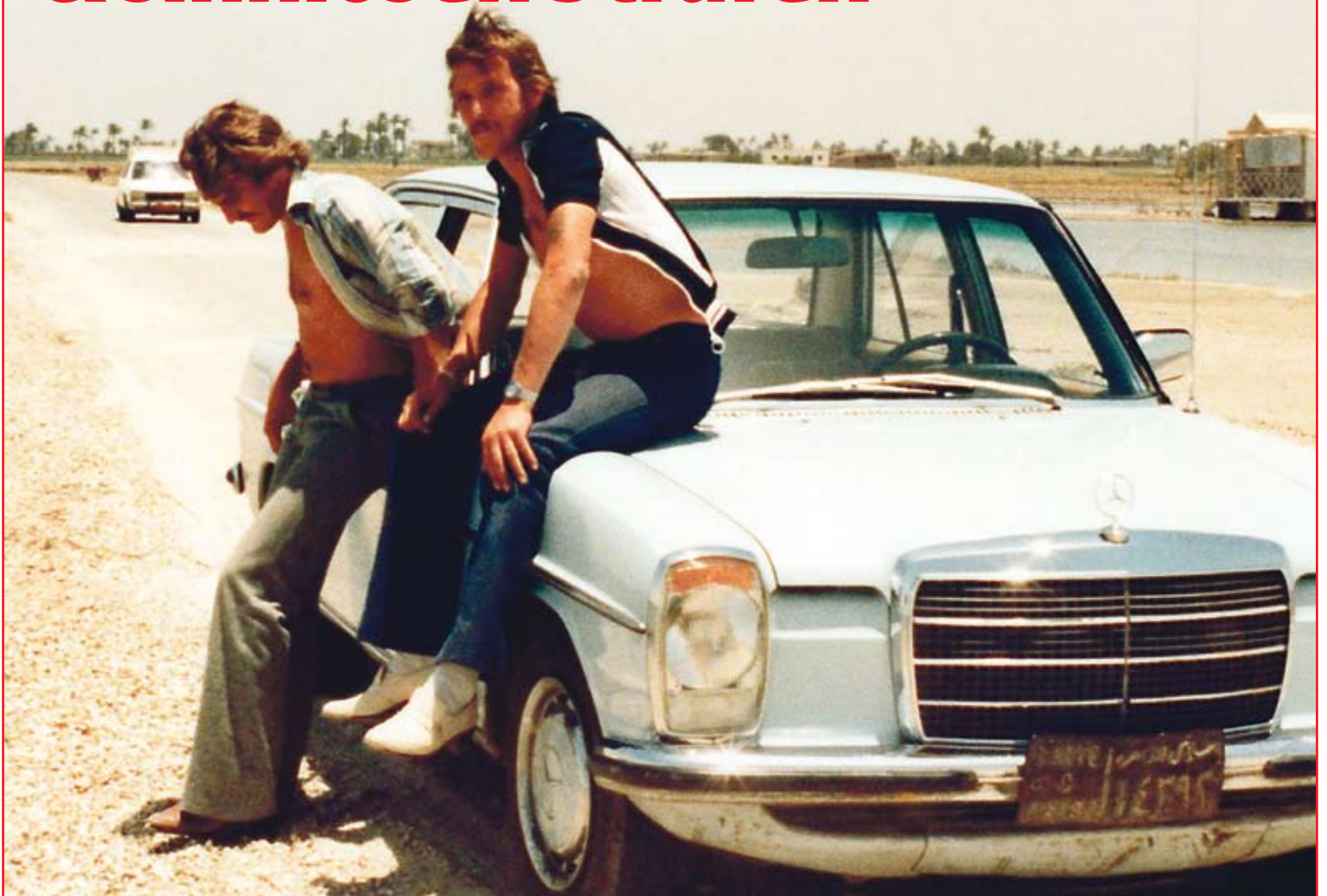
Registrierte
Verkäufer_innen
tragen sichtbar einen
Augustin-Ausweis

www.augustin.or.at

NUMMER **380** 10. 12. 2014 – 6. 1. 2015

Schwerpunkt Kleinkriminalität & Gefängnis

Von polyglotten Strizzis & sinnlosen Strafen



Journalist_innenmafia
Hinweise häufen sich, dass
es sie wirklich gibt!

Seite 12

Für wen gibt's Nächstenliebe?
Aus dem Tagebuch eines
Augustinverkäufers

Seite 45

Weihnachtliche Umverteilung

Mit dem die Stadt überrollenden Weihnachtseinkaufszauber geht alle Jahre wieder die Lust zur Umverteilung einher. Der alten Frage «Woher nehmen, wenn nicht stehlen?», haben wir eine ganze Ausgabe gewidmet – darin geht's aber durchaus nicht nur um romantisierbare Beutezüge mit Robin-Hood-Effekt, sondern auch darum, wie man überhaupt zur (Klein)Kriminalität kommt und wer wofür viel Lebenszeit im Gefängnis absitzen muss. Und auch darum, wozu so ein Gefängnis eigentlich gut sein soll – denn dass es niemanden zu einem besseren Menschen macht, steht quasi fest.

Coverboy Guido T. ist im Kinderheim aufgewachsen; das macht ihn noch nicht zum Kleinkriminellen – im Gegenteil, die Verbrechen wurden an ihm begangen. Aber was er dort in der Not gelernt hat, kann er später gut brauchen: Schlösser öffnen. Wie er sich von der Brutalität seiner Kindheit emanzipiert und nach einem Intermezzo als Zürcher «Einbrecherkönig» zu einem vielsprachigen Wanderarbeiter im Baustellenmanagement wird, erzählt Bernhard Odehnal in seiner Biographie «Die sieben Leben des Guido T.» (S. 6). Ähnlich wie Guido T. ist auch Albertine Sarrazins Jugend von «Einrichtungen» zerstört worden. Über ihren Ausbruch aus dem Gefängnis schrieb sie in den 1960er Jahren in dem bemerkenswerten Roman «Astragalus». Das Buch – nach ihrem sehr frühen Tod fast vergessen – wurde neu übersetzt und jetzt zusätzlich als Graphic Novel gezeichnet. Ob die mit der Horst-Buchholz-Verfilmung mithalten kann, lesen Sie auf Seite 28.

Ein Buch über das Gefängnis-Innenleben hat auch Christine Hubka geschrieben: In «Die Haftfalle» ärgert sich die Gefängnisseelsorglerin nicht zuletzt über die österreichische Gewerkschaft der Justizwachebeamten_innen, deren Sekretär kein Interesse an einem «humaneren Vollzug» habe (S. 8). Auch die Jugendarbeiterin Eva Grigori muss sich

ärgern – nämlich darüber, wie Jugendliche in der Underground-Postille «Heute» als Haufen bössartiger Krimineller dargestellt werden, die besser hinter Gittern aufgehoben wären (S. 9). Die Kuratorinnen der Gefängnis-Filmschiene von «this human world» hingegen finden, dass das Kino selbst hinter Gitter soll – und wollen es im nächsten Jahr dorthin verlegen, erzählen sie auf Seite 30. Uns hat unterdessen Post aus den Gefängnissen in Eisenstadt und Stein erreicht: Wir veröffentlichen auf Seite 38 und 39 einen ersten Auszug aus dem Gefängnistagebuch von Georg Huss und auf Seite 40 Gedichte von Johann Peter Preiss.

Außerdem haben wir noch ein paar Ausstellungs-, Lese- und Theateripps zum Strizzi-Schwerpunkt (S. 36 – 37). Bisschen schwierig gestaltete sich übrigens, wenig überraschend, die Suche nach Wiener Strizzetas – umverteilenden, klassenfragestellenden, geschickt einbrechenden und genauso geschickt ausbrechenden Frauen. Um Hinweise auf solcherlei Vorstadtlegenden wird gebeten! Und um Verzeihung für den nun doch noch leise durchklingenden Kleinkriminellen-Romantizismus.

Romantische Gefühle überkommen uns aber nicht nur, wenn wir an Räuber und Diebinnen denken! Auch und viel mehr noch hat sich unser Herzschlag angesichts der neuen Liebhaber_innen erhöht, die einundzwanzig Mal um unsere Hand angehalten haben. Wir sagen, leicht errötet, danke!, und bitten alle, die in dieser Runde ein bisserl zu spät gekommen sind, mit einem Punsch in der Hand auf der Ersatzbank Platz zu nehmen – die nächste Chance wird kommen.

Na dann – halten Sie Ihre Taschen gut fest! Oder verteilen Sie gleich selber um.

Mit besten Wünschen für das aus- und das anklingende Jahr,

Lisa Bolyos

Aus dem INHALT



Den Antiheld_innen zum Gedenken. In Haslach stolpern Geschichtsverweigerer jetzt über lokale Euthanasieopfer



Bis dass der SWAP Euch scheidet! Wenn St. Pölten mit der Raiffeisen ins Casino geht



Dörfliche Bildgeschichten. In Topotheken wird lokale Geschichte gemeinsam archiviert



Liebeserklärung an den Ort, der keiner ist. Fotografien von der Stadt unterhalb der Wahrnehmungsgrenze



Gefängnis im Kino, Kino im Gefängnis. «this human world» wird nächstes Jahr auch hinter Gittern stattfinden



Unterfinanzierte Clowns. Ist das Theater Olé noch zu retten?

Die Mythen des Reichtums

Eine Linie. Am einen Ende stehen die Ärmern, am anderen die Reichsten. Wenn man nun fragt, auf welcher sozialen Position dieser Linie sich die Reichen einschätzen würden, dann zeigen sie auf die Mitte. Fragt man die Ärmern, wo sie sich selbst sehen, ordnen sie sich – mit besserer Selbsteinschätzung – ebenfalls Richtung Mitte ein. Das ist der Grund, warum sich die Figur der Mitte so gut eignet, die wahren Verhältnisse zu verschleiern.

Der britische Premierminister Cameron stuft sich in einer Rede in Manchester als «middle class» ein, obwohl er ein geschätztes Vermögen von 30 Millionen Pfund sein Eigen nennt, das noble Eliteinternat Eton besuchte und in Oxford studiert hat. Fürstin Gloria von Thurn und Taxis und ihre Familie mit einem Vermögen weit über eine halbe Milliarde Euro sagt: «Wir sind absoluter Mittelstand». Der ehemalige österreichische Wirtschaftsmister Martin Bartenstein, vermögend und Besitzer einiger Pharmafirmen, sieht sich selbstverständlich auch als «Mittelschicht». Je reicher und privilegierter der eigene Status, desto stärker wird er unterschätzt. Der Prozentsatz der Haushalte, die sich in das Nettovermögenszehntel einordnen, in dem sie sich tatsächlich befinden, sinkt stark mit zunehmendem Nettovermögen. Bei den reichsten zwei Zehntel sind es sogar weniger als ein Prozent, die sich richtig einordnen, ergeben die Daten der Österreichischen Nationalbank. Das heißt: 99 Prozent der Reichsten schätzen ihren eigenen Status völlig falsch ein und zählen sich zur Mitte.

Die Mitte wird tendenziell zu hoch geschätzt. Gerade auch bei den Einkommen. In Wirklichkeit beträgt der Median – die Mitte – der Einkommen Angestellter 1.848 Euro, von Arbeiter_innen 1.644 Euro brutto. Nimmt man das Haushaltseinkommen, also das

gesamte verfügbare Einkommen eines Monats, mit dem eine Person lebt, dann befindet sich die Mitte bei 1781 Euro netto. Wenn Kommentator_innen von der Mittelschicht mit 3.500 Euro Einkommen schreiben, dann sprechen sie von weniger als 10 Prozent aller Einkommensbezieher_innen.

Das soll die Mittelschicht sein? Da gehen versteckte Interessen einer kleinen Minderheit ab durch die Mitte und Omas und Häusbauer werden benützt, um die eigentlichen Interessen zu verschleiern. Mittlere und untere Einkommen wurden immer stärker durch Massensteuern und den Faktor Arbeit belastet, während die obersten zehn Prozent entlastet wurden. Die Sparpakete streichen jetzt soziale Leistungen, die gerade untere Einkommen, aber auch die Mitte unterstützen. Von der ökonomischen Entwicklung haben im letzten Jahrzehnt besonders die obersten zehn Prozent profitiert, die untersten Einkommen haben verloren, und die Mitte wurde unter Abstiegsdruck gesetzt.

Die Verwendung der «Mitte» verschleiern die tatsächliche Vermögensverteilung und hilft eine Mehrheit für Steuergesetze zu gewinnen, die die Reichsten einseitig privilegieren. Gleichzeitig hat sich ein Diskurs entwickelt, der viel Energie in die Verachtung der «Unterschicht» steckt – mit dem praktischen Effekt von den Reichtumsprivilegien ganz oben abzusehen. Die Reichsten rechnen sich arm, während die Armen reichgerechnet werden.

Ein Witz: Sitzt ein Manager eines privaten Vermögensfonds, ein Kronzeitungsleser und eine Mindestsicherungsbezieherin an einem Tisch. In der Mitte liegen 10 Kekse. Der Fondsmanager nimmt 9 davon und sagt zum Zeitungsleser: Pass auf! Sie nimmt Dir Dein Keks weg!

Martin Schenk

99 Prozent der Reichsten schätzen ihren eigenen Status völlig falsch ein und zählen sich zur Mitte



Neues Buch «Mythen des Reichtums», VSA Verlag www.reichtumsmythen.at

GUSTL





Mindestversorgung!?

Betrifft: Zusendung einer Versicherungswilligen

Für geringfügig Versicherte sind all die Informationen über Gesundheitsvorsorge, Probleme nicht anstehen lassen, rechtzeitig zu ... Schall und Rauch – eine Verhöhnung!

Hat sich je eineR, der sich mit Überschussabbau Kopfzerbrechenden mit der Realsituation von «Geringfügig Versicherten» beschäftigt? Anregungen anhand eines Realbeispiels, das in jedem Detail dokumentiert ist.

X ist ein gesundheitserhalterischer Vorzeigemensch: einmal Mandeln, ein paar gezerzte Sehnen im Sport, eine Brille, sporadisch Zahnarzt, kein einziger Krankenstandstag.

Mit 54 dann eine Tumor-OP. Neun Tage AKH in den Ferien (X unterrichtet an einer Uni, ist also BVA mindest- und freiwillig Zusatzversichert).

X ist, wie geschildert, keine geübte Kranke; sparsam und nachhaltigkeitsorientiert. Will wissen, was z.B. welche Ordination kostet, denn ein System der Berechnung der Selbstbehalte erschließt sich aus den verrechneten Beiträgen nicht, mal zahlt man 20, mal 80 Prozent, mal auch alles. Das System wird aber auch mit drei Dutzend Anfragen, beharrlichem E-Mail-Verkehr nicht transparent. Sie haben zu zahlen xx,- €; xy,- € sind noch offen ... Schreiben gegen Wände, Auskunft unmöglich.

Beendigung des Dienstverhältnisses (wegen Auflösung der Dienststätte), damit auch des BVA-Vertrages. Eine versicherungslose Zeit. Man ist ja für seine Gesundheit letztlich ohnehin selbst verantwortlich ...

X erfährt, dass der Antrag auf Herabsetzung sicher angenommen werde,

und nun sechs Monate einzuzahlen wären. Dann eine Forderung binnen 14 Tagen den Nachweis zu erbringen, wovon man derzeit den Lebensunterhalt bestreite. Demütigungssteigerung? Armutsdetails gefällig? Wenn man ohnehin schon die derzeitige Einkommenslosigkeit voll deklariert hat?

Gesundheitsvorsorge? X hört davon im Radio! Und das Labor schickt regelmäßig Erinnerungen an die fälligen Untersuchungen. Nett, danke – leider derzeit nicht versichert!

X wartet zuerst einmal auf Annahme des Antrages auf herabgesetzte Selbstversicherung. Also eine Vertragsbestätigung, wie das so üblich ist. Auch bei der BVA ist das so gewesen. Oktober vergeht, November, Dezember ... X telefoniert, mailt ... keine Auskunft. Niemand weiß etwas: Na se wean scho was kriagn ... X kann auch keine Beiträge einzahlen, weil sie ja keinen Vertrag hat, keine definitive Beitragshöhe erfragen kann: No so 80 Euro statt de 300. Gibt es denn da keine Vorschreibungen? Regeln?

Es kommt aber eine Mahnung: «Sie schulden Beiträge in der Höhe von xy,- € und die gesetzlichen Verzugszinsen.» Das berühmte Vom-Schlag-getroffen-werden: Verzug? Für Nichtbearbeitung?

Ist systematische Lebenszerstörung Aufgabe der «Sozialpartner»? Klientenbeschaffung? Wieder eine neue Mindestsicherungsbezieherin? Jemand, die man ob Nutznießung der sozialen Hängematte schimpfen kann?

Fazit: Verbesserung des Kundenservices, Alphabetisierung der Kundenbetreuer, Bearbeitungspflicht von Kundenpost ... Auf dass Menschen wie X nicht ganz draußen bleiben und resignieren müssen.

Erschöpft

X (Name d. Redaktion bekannt)

Müder Witz

Betrifft: Tricky Dickys Skizzenblätter, Nr. 379

Sehr geehrte Redaktion, ich kenne und kaufe den Augustin seit vielen Jahren, habe gerade die neue Ausgabe vor mir liegen und war mehr als irritiert, «Tricky Dickys Skizzenblätter» mit einem Konterfei von Hitler für einen müden Witz zu sehen. Es ist mir schon nicht verständlich, dass es Personen gibt, die ein derartiges Sujet in irgendeiner Weise für geeignet finden, einen offensichtlich ironischen-witzig gemeinten Kommentar zu Car-Sharing zu gestalten. Völlig unerklärlich ist mir, dass es hier in der Redaktion offenbar kein Korrektiv gibt, das eine Veröffentlichung dann doch noch verhindert hätte.

Dieses angesprochene Skizzenblatt ist verstörend niveaulos und sollte eines Augustin unwürdig sein.

Mit freundlichen Grüßen

Peter Reichel,
E-Mail

Falsches Kleinformat

An die Redaktion, ich habe geglaubt, ich habe das falsche Kleinformat in der Hand, als ich das Foto und den Text auf Seite 13 gesehen habe.

Wer denkt sich einen solchen «Cartoon» aus? Hat Augustin die Seite gewechselt? Extrem geschmacklos, daneben und unverständlich, so was im Augustin zu finden. Ich will gar nicht weiterlesen, ich hebe das Heft einfach auf und harre einer Reaktion.

Brigitte Höfert,
E-Mail

Martina Handler

Urbane Schatzsucherin

Das Projekt Augustin hat mich von Anfang an begeistert, nämlich dessen Philosophie: Dieses unaufgeregte Empowerment, die Menschen in ihrer Eigenart zu nehmen und so sein zu lassen. Auch die vielen Projekte wie die Theatergruppe, das Stimmgewitter oder das Fußballteam, die die Talente der Menschen zum Vorschein bringen; die vielen Anker, wo ganz unterschiedliche Leute andocken und das Ihre einbringen können. Das ergibt eine spannende Melange, das hat mich immer sehr angezogen. Dabei muss ich zugeben, lange Zeit habe ich den Augustin gekauft, aber fast nie gelesen, weil ich ihn nur als tolles Sozialprojekt wahrgenommen habe, aber nicht als journalistisches Projekt und auch geringe Erwartungen an die Qualität als Zeitung gehabt habe. Dann hat eine Freundin, die Journalistin ist, gesagt: «Was, du liest den Augustin gar nicht? Das ist eine total gut gemachte Zeitung.» Daraufhin habe ich angefangen, ihn zu lesen und bin draufgekommen, dass sie recht hat. Kürzlich in der Badner Bahn, da hab ich den Augustin gelesen, da spricht mich eine Frau an, die mir gegenüber sitzt: «Das ist eine interessante Zeitung, die verwenden wir oft in der Schule, an der ich unterrichte, im Deutschunterricht.»

Für den Augustin schreibe ich ganz Verschiedenes, regelmäßig aber für die Kolumne «Nachbar_innenstadt», wo es um urbane Themen geht und die ich abwechselnd mit Wencke Hertzsch betreue. Mich hat immer – unabhängig von dieser Rubrik – dieses Konglomerat Stadt sehr interessiert, weil da so vieles gleichzeitig passiert, so viele Menschen miteinander, nebeneinander leben, in so vielen unterschiedlichen Biotopen. Es ist diese Mischung und auch, was in einer Stadt alles möglich ist, die Diversität, was alles entsteht, weil es sich befruchtet oder aufeinander reagiert. Ich bin viel unterwegs in der Stadt, auf der Suche nach interessanten und oft unbeachteten Schätzen der anderen Art. Ich sage immer, ich bin eine urbane Schatzsucherin. Ich leb total gern in der Stadt.

Ursprünglich komm ich aus Niederösterreich, die ersten Jahre bin ich in Lichtenegg aufgewachsen, in der Buckligen Welt, dann sind wir nach Wiener Neustadt gezogen. Mit 16, 17 habe ich mir gedacht: Wann komme ich endlich nach Wien und weg von dieser öden Kleinstadt. Und wie ich nach Wien gekommen bin, hab ich geplant, ich werde in Wien studieren und dann nach New York gehen (lacht), dort wo's pulsiert, in die absolute Großstadt. Dann bin ich doch geblieben. Wobei ich aber immer viel fortgefahren



Foto: Mario Lang

bin und noch immer oft verreise, auch beruflich. Wien hat eine irrsinnige Lebensqualität, finde ich. Aber es machen ja vor allem auch die Menschen aus, dass man eine Stadt gern mag. Und ich kenne einfach viele spannende und liebe Menschen hier und so ist mir dann auch die Entscheidung leicht gefallen, da zu bleiben. ◀

„Es machen auch die Menschen aus, dass man eine Stadt gern mag“



<http://www.facebook.com/augustin.boulevardzeitung>

AUGUSTIN erhält keinerlei Subventionen.

Wir bedanken uns bei allen Spender_innen und den 333 Liebhaber_innen, die dieses Projekt unterstützen.

Kontaktanbahnung

Herausgeber und Medieninhaber:
Verein Sand & Zeit.
Herausgabe und Vertrieb der Straßenzzeitung Augustin.
Vereinsitz: 1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31

Internet:
www.augustin.or.at
www.strawanzlerin.at
Updating: Claudia Poppe

Vertrieb und soziale Arbeit:
Andreas Hennefeld, Sonja Hopfgartner, Riki Parzer, David Rohrmoser, Sarah Scalet
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Str. 31
Tel.: (01) 54 55 133
Fax: (01) 54 55 133-33
vertrieb@augustin.or.at

Redaktion:
Karl Berger, Lisa Bolyos (L.B., DW: 16), Jenny Legenstein (J.L., DW: 12), Evi Rohrmoser (DW: 10), Reinhold Schachner (reisch, DW: 13), Robert Sommer (R. S., DW: 11)
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 587 87 90
Fax: (01) 587 87 90-30
redaktion@augustin.or.at

Mitarbeiter_innen dieser Ausgabe:
COVER: Guido T./Echtzeit Verlag
ILLUSTRATION: Karl Berger, Anton Blütstein, Thomas Kriebbaum, Much, Carla Müller FOTOS: Mehmet Emir, Doris Kittler, Mario Lang, Peter Paul Wiplinger
TEXT: Mehmet Emir, Razmik A. Gevondyan, Gottfried, Eva Grigori, Thassilo Hazod, Susanne Henisch, Wencke Hertzsch,

Gilda Horvath, Georg Huss, David Jarju, Sabine Kaup, Kerstin Kellermann, Doris Kittler, Reinhard Krennhuber, Rainer Krispel, Peter A. Krobath, Mario Lang (lama), Mona Lang, Jakob Lediger, Rudi Lehner, Uwe Mauch, Hannelore Nesiba, Chris Novak, Johann Peter Preiss, Erwin Riess, Michael Schenk, Clemens Staudinger, Michael Tannenbach, Karl Weidinger
LEKTORAT: Martina Handler

Strawanzer_in:
Verantwortlich: Claudia Poppe
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31
www.strawanzlerin.at
strawanzlerin@augustin.or.at

Radio Augustin:
Verantwortlich: Aurelia Wusch
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 587 87 90-14
radio@augustin.or.at

TV Augustin:
Verantwortlich: Christina Steinle
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 587 87 90-15
tv@augustin.or.at
Inserate:
Tel.: 0650 660 30 19
inserate@augustin.or.at

Druck:
Herold Druck- und Verlagsgesellschaft
1032 Wien, Faradaygasse 6

Verlagsort: Wien

Information:
Die nächste Nummer erscheint am 7. 1. Auflage dieser Nummer: 45.000

Mitglied des International Network of Street Papers

Abo-Tel.: (01) 587 87 90
abo@augustin.or.at
www.augustin.or.at/abo

Bankverbindungen BAWAG: iban: AT97 1400 0050 1066 6211, bic: bawaatww
PSK: iban: AT80 6000 0000 9205 1517, bic: OPSKATWW



Fotos: Guido T./Echtzeit Verlag

Guido T. – vom Kinderheim zur Seefahrt, vom Einbrecher zum Bauleiter

Polyglotter Strizzi mit Dienstwagen

Nach einer versauten Jugend ist er Seemann geworden, dann Einbrecher und schließlich Baustellenleiter in Nigeria und Saudi Arabien. Einst Kleinstadtstrizzi und vielsprachiger Abenteurer, lässt er im Alter zu, dass ihm die tiefen Wunden seiner Kindheit bewusst werden. Bernhard Odehnal wollte den Zürcher Guido T. eigentlich nur zu einem Gespräch über seine Zeit im Kinderheim treffen. Daraus wurde dann aber ein Buch über alle «sieben Leben des Guido T.»

«Ich brauche eine Irre Überwindung ihnen zu schreiben», setzt Guido T. an, «zwar kann ich bis heute noch nicht gut schreiben, in ihrer Schule hab ich es ja nicht gelernt.» Dort sei es nämlich vorrangig gewesen, Kinder zum Arbeiten und zum Beten zu zwingen. Er fährt fort zu beschreiben, durch welche gewalttätige Behandlung ihm im Kloster Fischingen im Schweizer Kanton Thurgau die Jugend kaputt gemacht wurde. Er sei «am Boden zerstört» und wisse nicht mehr weiter; «aber eines will ich ganz sicher noch tun: beschreiben, wer und was mein Leben versaut hat.» Siebzig Jahre alt ist Guido T., als er diese Zeilen schreibt, mehr als fünfzig Jahre sind vergangen, seit er das Kloster verlassen hat.

Heimkinderskandal, klingelt es schon bei den ersten Sätzen, und man

liegt nicht ganz falsch damit. Bernhard Odehnal hat Guido T. tatsächlich bei Recherchen zu Gewalt gegen Kinder im Kloster Fischingen kennengelernt, die er 2012 für den Schweizer «Tagesanzeiger» machte. Er interviewte dafür ehemalige Klosterkinder, veröffentlichte mehrere Artikel und erhielt eine Zuschrift von Guido T.: «Mein Leben war von A bis Z eine Katastrophe. Inwiefern meine Jugend schuld daran ist lass ich dahin gestellt.»

Als Guido T. später aus seinem Leben erzählt, eröffnet sich schnell eine ganz unglaubliche Bandbreite an Kulissen. Und so hat Bernhard Odehnal ihn wiedergetroffen, und wieder, und noch einmal. Er hat aus den «Sieben Leben des Guido T.» ein Buch gemacht, das seinen märchenhaften Titel verdient. Denn wie jedes Märchen ist es ein bisschen unglaublich, voll

großer Überraschungen und nicht immer nur schön. Und weil es nicht erfunden ist, ist es eben wahr.

Vom Sandstrand träumen und das Deck putzen

Das Cover des Buches könnte genauso gut ein Entwurf für das «Gold»-Album von Steppenwolf sein. Einer, der besser gelungen ist und doch verworfen wurde – niemand weiß mehr, warum. Zwei junge Männer lehnen bzw. sitzen, die Hemden geöffnet, die Haare vom Wind geküsst, auf einem Mercedes, am Rand einer staubigen Straße, in einer Gegend, in der das Klima Palmen wachsen lässt. Das muss irgendwann in den 1970er-Jahren sein. Da fährt Guido, am Ende eines zweiten Gefängnisaufenthalts zum Maler ausgebildet, über eine Verkettung von

Zufällen (aber daraus besteht schließlich jedes richtige Leben) mit einer Rümmlinger Baufirma nach Nigeria, um am Aufbau einer Wohnsiedlung mitzuarbeiten, die für das «Second World Black and African Festival of Arts and Culture» von Präsident Olusegun Obasanjo in Auftrag gegeben wird. Klingt unglaublich? Und wenn schon! Auch was das mit Muhammad Ali zu tun hat und warum die illegalen Waffenlieferungen einer Schweizer Firma an die nigerianischen Truppen im Biafra-Krieg über viele Umwege dazu geführt haben, dass Guido T. nicht im offenen Vollzug bleiben konnte, erfährt, wer Odehnals Buch liest.

Aber spulen wir ein paar Jahre zurück zu dem Zeitpunkt, zu dem Guido nicht nur die Klosterbelegschaft mit ihren Brutalitäten, sondern auch die Familie mit ihrer Gewalt und ihrer Trauer hinter sich lässt, um Seemann zu werden. Klingt romantisch? Das dachte der frischgebackene Messboy wohl auch. «Im Zug nach Rotterdam träumt Guido von einer Weltreise als Matrose, von Sandstränden und karibischen Nächten. Dummerweise geht die erste Reise aber gar nicht nach Tahiti, wie er zuerst verstanden hat. Und dummerweise muss er die schlechteste und undankbarste Arbeit an Bord machen.» Trotzdem sollte Guido T. eine gewisse Leidenschaft zum Seemannsgarn entwickeln, wird seine eigenen Erfahrungen mit Freundschaften an Bord, mit Sexarbeit im Hafen und mit der «Rassentrennung» in New Orleans machen, die ihm niemand mehr nehmen kann.

Tricksen lernt, wer nicht anerkannt wird

Mit 22, einem Alter, in dem andere sich langsam dem Erwachsenwerden hingeben, gibt Guido die Seefahrt schon wieder auf. Zieht zurück nach Zürich, wird Einbrecher. Wie man das macht? «Solche Menschen wie ich suchen ihresgleichen. Die finden sie aber nicht in den Quartierbeizen, wo jeder mit seinem Beruf angibt: Der eine ist bei Oerlikon-Bührle, der andere bei BBC. Da merkte ich gleich: In dieser Gesellschaft habe ich nichts verloren. Dann ging ich in die Bars an die Langstrasse und hörte sofort: Ah, hier sprechen sie meine Sprache. Die machen Fehler beim Sprechen und keiner stört sich daran.»

Es gibt keinesfalls einen Automatismus, der jene, die sich in der Kindheit gegen Gewalt und Autoritäten durchkämpfen müssen, zu Kleinkriminellen macht. Aber was so ein Kind in der Not lernt, kann durchaus später zur Karriere gereichen:

«Das Wichtigste für mich war das Kinderheim im Kloster Fischingen. Dort habe ich gelernt, wie ich innert Sekunden jedes Schloss öffnen kann. Die Seefahrt war mir im Milieu eher hinderlich, weil die Seefahrer ein anständiges Volk sind.» In den Seefahrerkneipen sei er nach seinem Häfenaufenthalt auch gar nicht mehr so gern gesehen gewesen. Die dort sitzen, meint Guido, kämen aus «geordneten Verhältnissen». «Ich will damit meine Taten nicht entschuldigen. Aber es ist einfach so. Leute mit einer beschissenen Jugend haben ein anderes Leben. Du versuchst Dein Bestes zu geben – es genügt nicht. Dann versuchst du es mit Tricks.»

Gemeinsam mit zwei Freund_innen wird Nacht für Nacht geknackt: Tresore, Restaurants, dazu Fluchtautos – manchmal so ökonomisch, dass das Auto noch in derselben Nacht unbeschadet zurückgebracht werden konnte. Eine Freundlichkeit, die keinen Straferlass mit sich bringt. Irgendwann ist damit Schluss. Hat jemand sie verraten? War die Polizei geschickt genug? Jedenfalls steht die eines frühen Morgens im Schlafzimmer, und ein sich die Augen reibendes Trio wandert in den Knast. Zwei reden sich frei,

des Buches, «er war vier Jahre im Kinderheim, drei Jahre auf hoher See, drei Jahre Einbrecherkönig in Zürich und vier Jahre im Gefängnis. Jetzt wird er zum Vertrauten eines mächtigen Clanchefs in Nigeria. Er hat ein eigenes Haus mit Garten, einen Dienstwagen und eine Köchin. Er fühlt sich wie ein «König im eigenen Reich.» Vom Maler und Monteur wird Guido zum Baustellenleiter, lernt neben Englisch noch Französisch, Hausa und Arabisch, konvertiert zum Islam (nicht als Racheakt an der katholischen Kirche, sondern um mit der Frau, die er liebt, zusammenzuleben – aber man kommt nicht umhin, sich beim Lesen so etwas wie «Ätsch, ihr Schweine» zu denken); bekommt bessere Jobs, mehr Geld, verfällt der «Baustellenkrankheit», dem Alkoholum. Aber auch da zieht er sich aus eigenen Kräften wieder raus. Ein Wundermensch. Einer, dessen Gesellschaft man sich wünscht, einer, dessen Geschichten man lauschen möchte. Und wenn er erzählt und es glaubt ihm wer nicht, dann denkt er sich: «Küsst mich doch hier, ich muss euch nichts beweisen.»

Bernhard Odehnal kann man indes gestrost gratulieren zu seiner Einschätzung,

„Aber eines will ich ganz sicher noch tun: beschreiben, wer und was mein Leben versaut hat“



einer bleibt drin. Kommt raus, führt ein kurzes Leben in Freiheit, geht wieder sitzen. Unverschuldet, sagt er zu Bernhard Odehnal. Für nichts verpöffen.

Ein schönes Leben haben, trotz allem

Wir spulen wieder vor, zu der Szene am Cover. «Guido ist jetzt 33 Jahre alt», resümiert Odehnal bei etwa zwei Drittel

in Guido T. säße ihm jemand ganz Besonderer gegenüber, den wiederzutreffen sich lohne. Und auch zu seiner feinen Art, aus Guidos Erzählungen eine Biographie zu machen, die von Gewalt nicht als auflagensteigerndem Skandal spricht; sondern als möglichem Teil eines Lebens, aus dem trotzdem noch etwas sehr Schönes werden kann.

Lisa Bolyos

Englisch, Hausa, Französisch und Arabisch lernt Guido T. auf den Baustellen der Welt – und trotz damit allen Statistiken über seine «eigentlichen» Bildungschancen



Bernhard Odehnal:
Die sieben Leben des Guido T.
Echtzeit 2014, 176 Seiten, 24 Euro

www.bernhardodehnal.com

Christliche Knastkritik – und die Reformphobie des Christgewerkschafters Eine Seelsorgerinnenromanze?

Der Chef der Justizbeamten-Personalvertretung nennt sich einen christlichen Gewerkschafter. Seine schärfste Kritikerin ist eine praktizierende Christin: die Seelsorgerin Christine Hubka. Ihr neuestes Buch «Die Haftfalle» verkündet, dass im Strafvollzug fast alles schief läuft – von einer humanistisch-christlichen Position aus gesehen.

«**M**it diesem Buch will ich etwas unter die Leute bringen, was alle im Strafvollzug wissen: Lange Haftstrafen schaden der Gesellschaft und reduzieren die Sicherheit. Es ist eben genau anders, als der Boulevard es darstellt. Aber die Experten werden entweder nicht gehört, oder sie trauen sich nicht, die Dinge laut zu sagen. Anders als die Justizbeamten, die Sozialarbeiter oder die Gefängnispsychologen, die alle etwas wollen von den Insassen, beziehungsweise die sie kontrollieren, bin ich als Seelsorgerin ein Niemand im System. Ich kann viel offener reden.»

So schätzt Christine Hubka, die evangelische Theologin, pensionierte Pfarrerin, Gründerin des Evangelischen Flüchtlingsdienstes und Buchautorin, ihre Rolle im Gefängnisystem ein. «Ich kann viel offener reden» – das tut sie auch in ihrem neuesten Buch «Die Haftfalle – Begegnungen im Gefängnis». Ihre relative Autonomie erlaubt ihr beispielsweise offene Worte gegenüber einem, der unangemessen viel Macht im Gefängnisystem ausübt, und zwar inoffizielle. Hubka hat dem Boss der Gewerkschaft der Justizwachebeamten, Albin Simma, ein eigenes Kapitel gewidmet: «Justizwache – oder unklare Rollenverständnisse».

Für Hubka widerspricht das Gefängnisystem in allem dem humanistischen Selbstverständnis «unseres» Staates; die Theorien des Strafens verhöhn den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit (als bizarren Beleg dafür zitiert Hubka in ihrem Buch das Gutachten über die Eissalon-Besitzerin, die wegen Mordes an zwei Männern zu lebenslanger Haft verurteilt wurde: «Die statistische Wahrscheinlichkeit, dass die Angeklagte in den nächsten zehn Jahren neuerlich eine Straftat mit schweren Folgen begehen wird, liegt bei 31 Prozent»). Für Simma ist der Strafvollzug viel zu humanistisch. Hubka gegen Simma – man könnte diese Begegnung, aus laizistischer Sicht,

auch als Schulbeispiel der Auseinanderentwicklung des institutionellen österreichischen Christentums betrachten. Der oberste Justizwachebeamte, der zu den Subhauptlingen der christlichen Gewerkschaftsfaktion zählt, bildet mit seiner Feindlichkeit gegen alle am Humanismus orientierten Strafvollzugsreformideen den Gegenpol zum Konzept der Menschlichkeit, wie es die Theologie vertritt.

Gefängnis ohne Folter? Sie müssen ein romantischer Spinner sein.

Christine Hubkas Buch war schon gedruckt, als Albin Simma in einem ORF-Interview mit dem Sager aufrief: «Wenn der Strafvollzug noch linker geführt werden soll und noch romantischer – ja, selbstverständlich, machen wir alles, aber bitte mit mehr Personal!» Berücksichtigt man, dass es dabei um konkrete Fälle von Folter ging, begangen von Justizwachebeamten gegen Häftlinge aus Stein, kann man sich über die gewerkschaftsintern unangefochtene Machtposition Simmas nur wundern. Bestrebungen, das System so zu verbessern, dass die körperliche Unversehrtheit der Häftlinge gewährleistet ist, als romantisch abzustempeln – damit unterbietet der oberste Häfengewerkschaftler «Krone»-, «Österreich»- und «Heute»-Niveau. Sein argumentativer Rückzug auf «400 Justizwachebeamte zu wenig» kann demgegenüber nur als Zynismus betrachtet werden.

Folterähnliche Behandlungen von Langzeithäftlingen? Simma drehte angesichts solcher Kritik den Spieß sofort um. Er lancierte Meldungen in den Boulevardzeitungen, die er dann für sein Humanismus-Bashing verwendete. «Krone»-Originalton: «In der Justizanstalt Garsten in Oberösterreich hat es innerhalb von wenigen Wochen drei Attacken auf Wachbeamte und einen

Psychiater gegeben. Der Vorsitzende der Justizwachebewerkschaft in der Gewerkschaft Öffentlicher Dienst, Albin Simma, bestätigte am Freitag einen entsprechenden Bericht in der Kronen Zeitung. Er klagte über die Arbeitsbedingungen für seine Kollegen.» Derartige finde «permanent in Österreich statt», widersprach er jeder Empirie. Und er kennt auch die Ursache dieser vermeintlich explodierenden Häftlingsbrutalität: Die Gefangenen werden immer «problematischer», «aggressiver» und «ausländischer».

Albin Simma, Spitzenfunktionär einer sich einst auf Christus berufenden Arbeitnehmer_innen-Organisation, wird nicht müde, den Mythos des «kriminellen Ausländers» zu verfestigen. Vor kurzem sprach er von «60 bis 80 Prozent» Migrant_innen in Wiener Gefängnissen. Darauf geht Christine Hubka in ihrem Buch ein. Ja, es stimme: Von den mehr als 8000 Menschen, die 2011 in U-Haft gerieten, waren 65 Prozent ausländischer Herkunft. Aber dieser hohe Ausländer_innenanteil sei leicht zu erklären: «Wer in Österreich keinen festen Wohnsitz hat, kommt wegen Geflüchtungsgefahr auch bei vergleichsweise geringen Delikten häufiger in Haft.»

Außerdem dürfe man zwischen Handydiebstahl und körperlicher Gewalt kein Gleichheitszeichen setzen: «Nicht die bösen Ausländer sind es, die in unser schönes Land eindringen und hier über Frauen und Kinder herfallen.» 84 Prozent der aktuell einsitzenden Sexualstraftäter seien österreichische Staatsbürger. Oliver Scheiber, Richter am Bezirksgericht Meidling, sagte laut «Datum» (August 2014), er glaube, dass die Personalvertretung der Justizwachebeamten «der größte Feind eines modernen Strafvollzugs» ist. Sie habe «nicht einmal ein Bild von gestern, sondern von vorgestern».

Die Autorin Christine Hubka ist weit davon entfernt, die Justizwachebeamten pauschal als reformphobisch zu verunglimpfen. Im Gegenteil, Herr Simma würde sich schwer tun, ein Buch zu finden, das mit ähnlicher Hochachtung über Beamten_innen spricht, ohne die so mancher Häftling über noch inhumanere Bedingungen zu klagen hätten.

Robert Sommer



Christine Hubka: Die Haftfalle Edition Steinbauer 2013, 22,50 Euro

» Lange Haftstrafen schaden der Gesellschaft und reduzieren die Sicherheit «

Brutal, spielsüchtig und dem Taschendiebstahl verfallen – wie die Medien sich Jugendliche vorstellen Alle kriminell

Alle Jugendlichen in Wien sind kriminell und gewalttätig. Diesen Eindruck könnte man beim Lesen der täglichen Gratiszeitungen bekommen. 119 «Heute»-Artikel über Teenies und Jugendliche hat eine Jugendarbeiterin gelesen, um zu verstehen, was es mit der charakterisch-wenig wirklich auf sich hat.

Man kann von kostenlosen Boulevardblättern vieles halten, Fakt ist: Sie werden gelesen und sie bilden Meinungen. Ob die lokale High Society, Parteiskandale oder Tierbabys: im Häppchenformat servierten Zeitungen wie «Heute» und «Österreich» jeden Morgen den müden U-Bahn-Fahrenden alle relevanten Neuigkeiten. Ohne großartige Hintergrundinformationen oder kritische Würdigungen wird Meldung an Meldung gereiht – oft reißerisch, manchmal komisch, immer jedoch mit einem Ziel: Impact. Und nicht selten sind diese Blätter die einzigen Informationsquelle vieler Leser_innen. Es ist also davon auszugehen, dass – neben dem persönlichen Bild, das Menschen sich anhand ihrer eigenen Beobachtungen der Welt machen – hier Meinungen und auch Wirklichkeiten gebildet werden. Menschen werden natürlich nicht von Medien gesteuert, aber: das Gegenteil, ausschließlich aktive, souveräne Leser_innen, entspricht auch nicht der Wirklichkeit.

Hobbys: Rauben und Raufen?

In einem internen Fachgespräch im Mai 2014 haben sich Fachkräfte der Wiener Jugendarbeit über das Bild ausgetauscht, das Printmedien von Jugendlichen zeichnen. Daraufhin habe ich zwischen September 2013 und Ende Mai 2014 die Berichterstattung am Beispiel des Wien-Resorts der Tageszeitung «Heute» über Jugendliche beobachtet. Ich habe 119 Artikel, die von Jugendlichen oder Teenies sprachen, gelesen und ausgewertet.

Jugendliche in Wien sind – geht man dem Boulevard nach – Serientäter, Räuber, Spielsüchtige, Gauner, Dealer_innen, brutale Schlägertypen, Taschendiebe, feige Dieb_innen, Täter, Angreifer, haben keine Hemmschwelle und so weiter und so fort. Sie glauben, ich übertreibe? Die aufgezählten Begriffe wurden 1:1 aus den analysierten Artikeln übernommen. Mehr als drei Viertel aller im angegebenen Zeitraum erschienenen Artikel berichten von jugendlicher Straffälligkeit. Diese bezieht sich zu über 90 Prozent auf



Eigentumsdelikte, körperliche Gewalt und die Androhung ebendieser. In 35 der 119 Artikel wiederum werden zudem Jugendliche als Opfer von Raub und Gewalt durch Gleichaltrige oder junge Erwachsene dargestellt. Illustriert werden die Artikel häufig mit Symbolbildern von Messern und Schusswaffen. Die vermeintliche Bedrohlichkeit jugendlicher Straftäter_innen wird somit auch bildlich verankert. Nur ein Viertel aller Artikel bespricht – ausschließlich oder überdies – lebensweltliche Aspekte, politische Entwicklungen und Anliegen sowie arbeitsmarkt- und ausbildungsbezogene Themen. Was überhaupt als «jugendlich» verstanden wird, bleibt zudem schwammig.

Wer ist schuldig?

Die analysierten Artikel zur Delinquenz sind stereotyp organisiert: Die Tat wird zur Person, sprich: Nicht ein Mädchen stahl etwas, sondern eine Diebin wurde ertrapt. Nicht ein Bursche brach in ein Geschäft ein, sondern ein Einbrecher wütete in Hernalers. Dazu werden oft das Alter, der Vorname und die (vermutete) Herkunft angegeben. Und auch wenn darauf verzichtet wird: Spätestens in der Online-Ausgabe der «Heute» finden sich in der Kommentarspalte hierüber Mutmaßungen einschließlich rassistischer Abschiebe- und Vernichtungsfantasien. Kriminalität jedoch ist keine Be-, sondern eine Zuschreibung. Menschen sind nicht kriminell, sondern werden durch die Gesellschaft dazu gemacht und handeln kriminell.

Jugendliche mit Migrationshintergrund sind eine «erfundene» Gruppe, anhand welcher Bilder von Verwahrlosung und Gewalt inszeniert werden. Kollektive Vorstellungen über Migrant_innen werden mit Fantasien über Kriminalität vermengt – in Jugendlichen findet sich eine ideale Projektionsfläche. Die herrschende Meinung über straffällige Jugendliche ist freilich nicht allein Sache der Medien. Diese selektieren jedoch Themen und bestimmen mit, wann und wie über etwas gesprochen wird. Damit machen Medien Politik. Politiker_innen beziehen auch Wissen aus Medien und setzen es im politischen Diskurs

ein. Die daraus resultierenden Debatten werden wieder in den Medien gespiegelt – man nennt dies den politisch-publizistischen Verstärkerkreislauf.

Kriminalstatistisch lässt sich recht leicht nachweisen, dass Menschen mit Migrationshintergrund nicht tatsächlich öfter abweichend handeln. Die Abweichung von Migrant_innen wird von der autochthonen Bevölkerung und den Strafverfolgungsorganen jedoch anders wahrgenommen und es wird auf sie besonders sensibel reagiert.

Nicht alles glauben

Öffentlichkeit ist ein genuin demokratisches Element, abgesichert von Grundrechten wie Meinungs-, Versammlungs- und Pressefreiheit. Journalismus ist dabei die leistungsfähigste Art und Weise, Öffentlichkeit durch Informationsvermittlung und Meinungsbildung zu schaffen und zu formen. Wie alle Berufe ist Journalismus Wettbewerbsbedingungen unterworfen – «guten Nachrichtenwert» besitzen reißerische Artikel.

Die Stadt Wien inszeniert sich selbst gerne als «Jugendhauptstadt». Hier betreuen 26 Vereine mit rund 1.000 Mitarbeiter_innen an 79 Standorten junge Menschen. Es ist also auch an der Jugendarbeit als Interessenvertretung, hier aktiv zu werden. Die Kinder- und Jugendanwaltschaft schlägt vor, binnen 24 bis 48 Stunden mit einer Presseaussendung und tendenziöse Berichterstattung und Veröffentlichung von Bildern, die dem Recht der Wahrung des eigenen Bildnisses widersprechen, zu reagieren. Und auch jenseits des professionellen Auftrags, sich für junge Menschen einzusetzen, gilt die Aufforderung der kritischen Öffentlichkeit auch für alle Leser_innen des täglichen Wahnsinns: Niemand ist verpflichtet zu glauben, was in den Zeitungen geschrieben steht.

Eva Grigori

Haslach: Schriftsteller hilft Heimatort, Vergessenschuld abzutragen

Wie Dr. Renno leider im Sterben lag

Heimatkunde andersrum. Engagierte Literatinnen und Literaten sind oft eine Herausforderung für die Gemeinden, aus denen sie stammen. Sie beobachten ihren Heimatort, an dem sie emotional hängen, von einer Großstadt aus. Aus dieser Distanz beziehen sie eine Autonomie, die es ihnen erleichtert, politisch zu intervenieren, wenn ihnen etwas «stinkt» in der Gegend ihrer biografischen Wurzeln.

Peter Paul Wiplinger, in Wien lebender Schriftsteller aus dem Mühlviertler Ort Haslach, wollte nicht mehr hinnehmen, dass es in seinem Heimatort ein Mahnmal für die «heldenhaften» Haslacher Angehörigen der Hitler-Wehrmacht gibt, nicht aber für jene Ortsbewohner_innen, die wegen ihrer körperlichen und psychischen Abweichungen vom Ideal des vollwertigen völkischen Menschen im Nazi-Euthanasieschloss Hartheim vergast wurden. Er kann es umso weniger hinnehmen, als diese Vergangenheit nicht wirklich vergangen ist. Auch heute findet massenweise Ausschluss abweichender Individuen statt, wenn auch nicht mehr in aller Öffentlichkeit von «Schwachsinnigen» oder von «unwertem Leben» gesprochen wird.

Peter Paul Wiplinger im Augustin-Gepräch: «Wenn Sie mich fragen, wo der Gedanke der Aussonderung ‚unnützer Menschen‘ heute weiterlebt, so fällt mir spontan der in unserer Gesellschaft grassierende Jugendkult ein. Abweichungen vom idealen Körper, und schon bist du weg vom Fenster.» Wenn die sozialdarwinistische Vorstellung, dass durch Ausmerzung der «geistig und körperlich Minderwertigen» ein ideales, gesundes und überlegenes Volk erzielt werden könne, zusammen mit dem besiegten Hitlerismus verschwunden wäre, hätte Peter Paul Wiplinger keinen Widerstand gegen seine erinnerungskulturelle Initiative verspürt. Es scheint immer noch provokant zu sein, in Sichtweite der auch in Haslach unvermeidlichen Kriegerdenkmäler der «Helden» beider Weltkriege ein Symbol der dorfansässigen «Antihelden» zu fixieren. Wiplinger konnte mit Hilfe befreundeter Archiv-Surfer die Namen von zehn Haslacher_innen eruieren, die aus Nazi-Perspektive den gesammelten «Schwachsinn» des Volkes verkörperten und in den

Der Wiplinger
is da Sohn
vom oidn
Buagamasta,
owa a
Boischewik

Euthanasie-Zentren Hartheim und Niedernhart vernichtet wurden. Die Opfer waren ohnehin «nur» der Kategorie der «Schwach- und Blödsinnigen, Cretinösen und Idioten» zugehörig (Jargon der Bürokratie Kaiser Franz Josephs, 1898).

So deutlich das Nachleben dieses Sentiments sichtbar ist, so gut weiß man auch über das Vorleben Bescheid.

Die Masken fallen, Freund & Feind werden sichtbar

Bei so einem Vergangenheitsbewältigungs-Projekt fallen die Masken, und man gewinnt Klarheit über «Freund & Feind»: «Natürlich gibt's Leute, die hinter mir stehen. Aber noch mehr rücken weg von mir. Seit 1988 kümmerge ich mich um diese Nazigeschichten in Haslach. Zwar war das geflügelte Wort über mich, «der Wiplinger is da Sohn vom oidn Buagamasta, owa a Boischewik.» Trotzdem kam es zum «Zuwisitzn» im Wirtshaus, wie man im Mühlviertel sagt, bei einem großen Bier. Heute kommt das Zuwisitzn nicht mehr so oft vor. Folgendes sagt eh alles: Ich habe in fast 20 Ländern der Welt Vorträge und Lesungen gemacht, bin aber bis heute noch nicht in eine der Haslacher Schulen eingeladen worden.»

Seit Mai 2010 bewegen die zehn Namen – es sind nicht Namen, die nach Adel, Bourgeoisie, Klerus oder Campus riechen, sondern nach Most und Gummistiefel: Hinterleitner, Böchtrager, Eisenrauch, Keplinger, Leitenmüller und so weiter – die Gemüter in der Gemeinde. In diesem Jahr, in diesem Monat überraschte Wiplinger nämlich die Besucher_innen der Kirche, in der eine Wiplinger-Rede angekündigt war, mit dem Vorlesen der Namensliste der NS-Euthanasie-Opfer. Ein kameradschaftsbündlerischer Ex-Bürgermeister von Haslach sah die althergebrachte Ordnung in Gefahr: Es gehe nicht an, schimpfte er, dass ein Verräter Haslachs aus Wien hergereist kommt und das Gotteshaus für seine eigenen dubiosen Zwecke entweihe. Der Literat wandte sich sofort an den Pfarrer: «In einem für mich völlig inakzeptablen Brief, den ich nicht beantworten werde, machen mir ein früherer Bürgermeister, Schuldirektor, Lehrer und Katholik und seine

Frau den folgenden Vorwurf: «Sie haben offensichtlich nicht bedacht, dass Sie in eine Kirche zu Ihrer Autorenlesung eingeladen wurden. Eine katholische Kirche ist in erster Linie zur Verkündigung der Frohbotschaft des Evangeliums da.» Er wirft mir also damit den Missbrauch der Kirche als geheiligten Ort vor. Das weise ich selbstverständlich zurück. Ich habe sehr wohl bedacht und mir genau überlegt, was ich und wie ich das, was ich für notwendig hielt, endlich einmal öffentlich auszusprechen, auch in Bezug auf den Ort Kirche tun werde und ob ich das verantworten kann. Und ich bin zum Entschluss gekommen, dass dieses Gedenken, diese Botschaft – etwas anderes war es nicht – von mir auch selbstverständlich in eine Kirche passt.» Der Pfarrer war völlig einverstanden.

Dr. Renno, der oberösterreichische Gross

Inzwischen wirkt in Wiplingers Heimatort ein aufgeschlossenerer Bürgermeister. Der war – wie der Pfarrer – bereit, die Initiative des Schriftstellers zu unterstützen. Ende Oktober wurde der Gedenkstein, der an die Haslacher Euthanasie-Opfer erinnert, feierlich eröffnet. Was die Ewiggestrigen des Ortes besonders stört: Die Gedenktafel liegt direkt vor dem Kriegerdenkmal, in einer Entfernung von fünf Metern.

«Unsere Tafel liegt nun genau auf dem Marschweg der Bürgergarde und des Kameradschaftsbundes zwischen Kirche und Kriegerdenkmal. Zu Allerheiligen findet da immer ein Spektakel statt – wie ein Spuk aus der Vergangenheit. Die Uniformierten erinnern sich an den heroischen Kampf um Stalingrad. Die Bürgergarde besteht zum großen Teil aus jungen Haslachern, unglaublich! Giftige Blicke werfen uns die Vertreter der Gefallenen zu, uns, den Vertretern der Vergasteten. Dann kommt der Kommandant zu mir, um mich ernsthaft zu fragen: «Wir müssen jetzt ja direkt an Ihrer Gedenktafel vorbeimarschieren. Sollen wir auch hier salutieren?» Diese armen Teufel, sie können mit der neuen Situation nichts anfangen. Vom neuen Bürgermeister Dominik Reisinger habe ich übrigens gerade erfahren, dass es erst im Jahr 2004 möglich war, die Ehrenbürgerschaft Adolf Hitlers per

Gemeinderatsbeschluss zu löschen. Erst durch einen Mehrheitswechsel von VP zu SP wurde das möglich.»

In seiner Ansprache zur Gedenktafelenthüllung erinnerte der Kärntner Erziehungswissenschaftler Peter Gstettner, ein in der Aufarbeitung von NS-Verbrechen führender Intellektueller, an den Euthanasiearzt Georg Renno, der in Hartheim in etwa die Funktion ausübte, die Heinrich Gross am Wiener Spiegelgrund (am heutigen Steinhof) hatte. In einer Vernehmung im Jahr 1965 behauptete Renno, er habe die technische Betätigung der Mordvorrichtung als unter seiner Würde betrachtet. «Ich habe nicht Medizin studiert, um einen Gashahn zu bedienen», entrüstete er sich. Obwohl er also die Arbeit des Gasleitens als absolut nicht standesgemäß beurteilte, verrichtete er sie, wie bei dem Prozess klar wurde. Als zum Beispiel bei einer Vergasung im Juli 1940 kein kontrollierender Arzt anwesend war, kam es zu einem Störfall: Weil nicht ausreichend Kohlenmonoxid in die Kammer eingelassen wurde, waren manche der Opfer noch am Leben geblieben. Um den reibungslosen Ablauf der Prozedur künftig zu gewährleisten, nahm es Renno daraufhin vorübergehend selbst in die Hand, das Gas einzuleiten.

Wie Gross führte Renno nach 1945 das Leben eines Privilegierten. Er wurde wissenschaftlicher Mitarbeiter beim Pharmakonzern Schering AG und stieg dort die Karriereleiter hinauf. 22 Jahre nach Kriegsende dauerte es, bis Anklage erhoben wurde. Wie im Fall Gross waren auch im Fall Renno leicht Ärztekolleg_innen zu finden, die in Gutachten die Verhandlungsfähigkeit des Angeklagten in Abrede stellten. 1975 wurde das Verfahren gegen den Mordarzt eingestellt. Er liege im Sterben, ließ er die Welt wissen. In seinem letzten Interview 1997 sagte er, dass die Menschen, die er durch das Guckloch der Hartheimer Gaskammer beobachten konnte, ohnehin nur noch «Menschenhüllen» waren, denen das Gas «keine Qual mehr bereitete». So einen Tod wünsche er sich auch, sagte er dem Interviewpartner. Er habe diesbezüglich ein absolut gutes Gewissen. Nachzulesen im Buch Walter Kohls, «Ich fühle mich nicht schuldig. Georg Renno, Euthanasiearzt» (Paul Zsolnay Verlag).

Endlich waren sie es wirklich: Götter in Weiß

Karl Fallend, der österreichische Psychologe, hat in einem «Presse»-Essay zur Brutalisierung der Medizin den Fall Renno als Ausgangspunkt genommen:



FOTOS: PETER PAUL WIPLINGER



Auf dem Weg zum
Heldengedenken
haben die
Antiheld_innen Platz
genommen – aber so
schnell lassen sich
jugendliche Stalin-
grad-Mythologen
den Spaß nicht
verderben!

«Georg Renno ist Einzelschicksal, aber kein Einzelfall. Er ist einer von ca. 400 Ärzten, die sich während der NS-Zeit an den Verbrechen gegen die Menschlichkeit beteiligten. Sie alle waren keine außer Rand und Band geratenen Berserker, die außerhalb der medizinischen Zunft agierten, sondern integrierter und hochdekorierter Bestandteil einer mit Allmacht ausgestatteten medizinischen Wissenschaft, die die Grenzen zum Verbrechen so weit hinausschob, dass diese schließlich zum Alltag gehörten. Endlich konnte die Ärzteschaft die volksmündlich formulierte Omnipotenz-Phantasie ausleben. Endlich waren sie es: Götter in Weiß.» Der kanadische Historiker Michael H. Kater schätzt, so Fallend, das der Prozentsatz der Ärzt_innen bei der SS um das Siebenfache höher war als ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung.

Akademische Bildung schafft keine Resistenz gegen die persönliche Verrohung. Auch das ist eine Überlegung, zu der die Intervention des Schriftstellers Anlass gibt. Für manche Erkenntnisse akademischer Denkarbeit muss man aber dankbar sein. Eine davon zitierte Peter Gstettner in seiner Haslacher Rede: «Das Vergessen der Vernichtung ist Teil der Vernichtung selbst» (Jean Baudrillard). Haslach hat, dank Peter Paul Wiplinger, einen Teil seiner Vergessenschuld abgetragen.

Und noch bevor er lesen konnte, wie der Augustin über sein Engagement

berichten würde, schrieb uns Peter Paul Wiplinger: «Jeder Weckruf ist wichtig, jedes noch so kleine Aufwachen. Damit endlich einmal etwas anders wird. Und jene, die – zur Hetz oder zur Bestellung von «Drei Bier!» noch immer ihren rechten Arm heben (nie den linken!), mit uns konfrontiert werden – als ihre Gegner. Denn sie gehören öffentlich diskriminiert und nicht mit ihren dumm-dreisten Selbstentschuldigungen als harmlos toleriert.»

Robert Sommer

Juchuuuu!!!
wir haben 21 neue
Liebhaber_innen
gefunden!



→ www.augustin.or.at

Verdacht auf organisiertes, profitorientiertes und aggressives Schreiben

Die Weihnachtsoffensive der Journalist_innen-Mafia

Kaum öffnen im Spätsommer die Adventmärkte, fallen die österreichischen Medien über Bettelnde her. Das geschieht in einer Eintracht, die ganz und gar nicht zufällig ist.

Die erste Attacke kommt heute übers Radio. In einer sogenannten Morgenshow warnt der Moderator vor den «Bettelbanden», die nun gerade in der Vorweihnachtszeit zu einem großen Problem würden. «Diese Krüppel sitzen vor den Geschäften herum und verderben so der Kundschaft, sich selbst eine Freude zu machen», sagt er, wobei nicht ganz klar ist, womit sich diese Kundschaft vor den Geschäften normalerweise «selbst eine Freude» macht.

«Das wirklich Schlimme ist ja», hetzt der Sprecher weiter, «dass diese organisierten Bettler denen das Geld wegnehmen, die es wirklich brauchen.» Will er uns damit sagen, der Handel würde das Geld viel dringender brauchen als die Bettelnden? Wohl kaum. Wahrscheinlich hat er sich nur ungeschickt ausgedrückt, denn die von den Kapos der Journalist_innen-Mafia vorgegebene Lüge (wie wir sie alle über die Jahre ins Hirn getrickert bekommen haben bis sie zum Common Sense wurde) lautet: Gebt Bettelnden kein Geld, denn das kommt nur den Hintermännern zugute, den Kapos der Bettelmafia, und nicht den armen von ihnen ausgebeuteten Menschen, die es wirklich brauchen.

Den zweiten Überfall erleide ich dann in der Straßenbahn durch eine dieser Zeitungen, die man mit den Füßen umblättert. «Bettler-Mafia: Weihnachtsoffensive» steht da in fingerdicken Buchstaben, und allein diese Überschrift zeigt mir erneut, dass wir es hier – auch wenn das manche hartnäckig leugnen – mit einer streng organisierten Journalist_innen-Mafia zu tun haben. Denn es kann wohl kein Zufall sein, dass von ganz verschiedenen Journalisten und Journalistinnen in unterschiedlichen Medien und Bundesländern die exakt selbe Methode angewendet wird, mitunter sogar dieselben

Der Sensationswert solcher Reportagen ist vergleichbar mit einem Bericht darüber, dass Hansi Hinterseer nie wirklich blond war

Gewalt-Metaphern gebraucht werden, um Bettelnde als eine Bedrohung kriegerischen Ausmaßes darzustellen: Neben «Offensive» und «Großoffensive» kommen Ausdrücke wie «Belagerung», «im Visier haben», «in Horden einfallen», «Bettler-Armee», «Invasion» und «generalstabsmäßig» in nahezu allen Medien des Landes beinahe gleichzeitig, quasi im Gleichschritt vor, was nur durch die planmäßige Organisation einer die gesamte österreichische Medienlandschaft steuernden Kommando-Zentrale erreicht werden kann.

Naturkatastrophen in den Redaktionsräumen

Doch zurück zu dem Artikel «Bettler-Mafia: Weihnachtsoffensive». Letztere würde durch einen sowohl in Graz wie auch in Salzburg, Innsbruck und Wien beobachteten neuen «Trend» geprägt – Zitat: «Die Bettler springen aus Hauseingängen und kriechen auf ihre «Opfer» zu.» Ob diese Opfer jetzt wieder die ums Weihnachtsgeschäft bangenden Händler oder die Konsument_innen sind, die auf keinen Fall abgeschreckt werden dürfen, steht dahin. Wobei die vermeintliche Taktik der Bettelnden nicht wirklich schlüssig erklärt wird: Denn warum springen sie ihre «Opfer» nicht gleich direkt an, sondern verlangsamen nach dem Sprung den Angriff und legen den Endspurt kriechend zurück? Aber vielleicht soll uns das nur verdeutlichen, wie sicher sich diese Menschen ihrer Beute sind.

Menschen? Langjährige Beobachter_innen der Journalist_innen-Mafia haben sofort erkannt, dass diese geifernden Schreibtisch-Hunde wieder einmal ganz gezielt mit einer Sprache aus dem Tierreich arbeiten. Der Tradition des Antiziganismus und des Antisemitismus folgend, werden die Opfer der Journalist_innen-Mafia auf einer angenommenen Entwicklungspyramide verbal ein paar Stufen hinuntergestoßen und in diesem sprachlichen Abgrund mit unglaublichem Kilerinstinkt unter den Stiefeln der Leser_innen platziert. So ist in Zusammenhang mit Bettelnden gern von «Schwärmen»

die Rede, ein Artikel beginnt z. B. wie folgt: «Kaum zeigt das Thermometer ein paar Grade über dem Gefrierpunkt an, schwärmen die Bettler aus». Und was tun sie dann? «Sie grasen nun Parkplätze von Supermärkten nach «Opfern» ab».

Der Schritt vom Tierreich zur Naturkatastrophe ist nur noch ein kleiner. Hier wurde über die Jahre neben der «Heimsuchung» und der «Plage» vor allem das Bild der «Bettler-Flut» in die Hirne geschrieben und auf diese Weise ein Szenario geschaffen, hinter dem kein Tun von Menschen mehr zu stehen scheint und über das somit nicht mehr verhandelt werden kann: Denn es «wächst an» und «bricht herein» und kann nur noch «bekämpft» und «eingedämmt» werden.

So überwältigend diese Gefahren laut Journalist_innen-Mafia auch über uns hereinbrechen, so bemüht sie sich doch hartnäckig, uns in der Wahrnehmung derselben zu schulen. Und da sich wirkliche Beweise der von ihnen heraufbeschworenen Bettel-Mafia naturgemäß nicht erbringen lassen, so müssen eben manche Strategien der Armen zu «Bettel-Mafia-Tricks» hochstilisiert werden. Also legen sich Presse-Fotograf_innen stundenlang auf die Lauer, um zu beweisen, dass es Bettelnde gibt, die sich bei der Arbeit auf eine Krücke stützen, und privat ohne sie zurechtkommen. Oder es werden Fotos von einer Bettlerin gezeigt, die bei der Arbeit am Boden kauert und danach einfach aufrecht steht. Und sogar telefoniert!

Auch wenn der Sensationswert solcher Reportagen nüchtern betrachtet vergleichbar ist mit einem Bericht darüber, dass Hansi Hinterseer nie wirklich blond war, bringt die in der Adventzeit ständig am Köcheln gehaltene Hetzkampagne der Journalist_innen-Mafia das Blut der glühweindampfenden Mediengläubigen weit mehr zum Wallen als all die Bank- und Reichen-Rettungen, die ihnen tatsächlich das Geld aus der Tasche ziehen.

Peter A. Kroboth

Peter A. Kroboth ist freier Autor und Aktivist (Bettellobby Wien, Stadtfrucht Wien, Kuserutzky Klan)

Causa SWAP Raiffeisenlandesbank NÖ-Wien versus St. Pölten

Steuerzahler_innen haften für Wettschulden

Der Augustin berichtete bereits über den Rechtsstreit zwischen St. Pölten und der Raiffeisenlandesbank NÖ-Wien: Ein von der Stadt mit Raiffeisen abgeschlossenes SWAP-Geschäft verlief zu Ungunsten der Kommune, sprich zu Lasten der Steuerzahler_innen. Jetzt klagte die RLB NÖ-Wien St. Pölten und damit die Steuerzahler_innen in einem zusätzlichen Rechtsgang auf Zahlung von rund 67 Millionen Euro.

Bevor die näheren Umstände dieser Causa betrachtet werden, scheinen die Antworten auf zwei Fragen interessant: Wie können sich die Verwalter_innen der Steuergelder einer Gemeinde auf ein Spekulationsgeschäft einlassen, das im worst case fast ein Drittel des Ordentlichen Haushaltes kosten kann? (Budget St. Pölten 2015 rund 165 Mio Euro). Und zweitens, wie kann eine Bank einen öffentlichen Haushalt, hier das Budget der Stadtgemeinde, mit einem derartigen Risiko konfrontieren? Beide konnten.

Der guten Ordnung halber: Raiffeisen ist nicht die einzige Bank in Österreich, die derartige Geschäfte Gemeinden angeboten und realisiert hat und die Gemeindevorteil_innen St. Pöltens sind nicht die einzigen Politiker_innen, die auf derartige Geschäfte eingestiegen sind. Die ähnlich gelagerte Causa Stadtgemeinde Linz versus BAWAG/PSK ist noch gut in Erinnerung der Steuerzahler_innen.

Spielcasino mit variablem Zinssatz

Mit dem Begriff SWAP wird eine Zinswette betreffend einen Zinstausch zwischen zwei Kreditnehmer_innen beschrieben. Hier ein verkürztes Beispiel in Ziffern: Herr Muster zahlt derzeit 5 Prozent Zinsen für seinen 10.000 Euro-

Kredit, d.h. pro Jahr 500 Euro. Der Zinssatz wird mit der Bank als variabel vereinbart, kann also steigen oder fallen. Frau Maier zahlt 4 Prozent fix vereinbarte Zinsen für ihren 10.000 Euro-Kredit, also 400 Euro pro Jahr. Jetzt vereinbaren die beiden: Muster zahlt die Zinsen der Maier und verlangt dafür heute 380 Euro, muss also 20 Euro drauflegen, um die 400 Euro Zinsen der Maier zu zahlen. Diese jährlichen Zahlungen werden als variabel vereinbart.

Muster hofft, dass das Zinsniveau steigt und er nächstes Jahr von Maier 420 Euro bekommt, mit denen er dann die 400 Euro Zinsen des Maier-Kredits zahlen kann und ihm 20 Euro übrig bleiben, um seine eigene Zinsschuld lindern. Maier hofft das Gegenteil, sie erwartet, dass die Zinsen fallen und sie künftig dem Muster weniger als die 400 Euro zahlen muss, die sie der Bank als Zinsen zahlen müsste. Spielcasino pur. Es müssen jedoch nicht nur die Chips bezahlt werden, sondern auch jede Menge Gebühren an die Bank, die das Game veranstaltet. Zwischen St. Pölten und RLB NÖ-Wien verlief die Chose naturgemäß etwas komplexer und komplizierter als im Beispiel dargestellt, das Prinzip Wette/Casino war aber genauso präsent.

Geht ein Politiker mit seinem Privatgeld ins Wettbüro und verliert dort



Erhältlich im guten Buchhandel: «Schwarzbuch Raiffeisen» Mandelbaum Verlag 2013, 16,90 Euro



№ 87
EINE SERIE
VON CLEMENS
STAUDINGER
& MARTIN
BIRKNER



Mitbegründet von
LUTZ HOLZINGER
(1944–2014)

(vermutlich häufiger) oder gewinnt (vermutlich seltener) so ist das für ihn bedauerlich, lässt aber Rückschlüsse auf das Verhalten im Umgang mit Geld zu. Es kommt auch niemals vor, dass Politiker_innen in Wahlkämpfen das Abschließen von Wetten als Hobby angeben. Als zu unseriös würde die Aura des Kandidaten oder der Kandidatin gelten. Im Amt ist dann offensichtlich alles anders.

Menschelnde Enttäuschung

St. Pöltens Bürgermeister Matthias Stadler darf jetzt im raiffeiseneigenen «Kurier» sagen: «Ich bin menschlich enttäuscht!» Enttäuscht sei er deshalb, weil die Raiffeisenlandesbank NÖ-Wien die langjährige Hausbank der Stadtgemeinde sei und er sich eine andere Kommunikation erwartet habe. Als vor kurzem ein Spieler in Monte Carlo nach einem fetten Verlust am Roulettetisch dem Croupier trotz «Ich bin menschlich enttäuscht» zu raunte, hatte dies, wie von den anderen Spielteilnehmer_innen erwartet, den Croupier in keiner Weise erschüttert.

Aktueller Klagsgrund der RLB NÖ-Wien war der Umstand, dass von St. Pölten fällige Quartalszahlungen nicht geleistet wurden. St. Pölten stellte die Quartalszahlungen ein, da Raiffeisen vorgeworfen wurde, das dem Rechtsstreit zugrunde liegende SWAP-Geschäft aus dem Jahr 2007 seinerzeit nicht richtig erklärt und Risiken verschwiegen zu haben. Raiffeisen sieht dies anders und beharrt darauf, korrekt gehandelt zu haben.

Hier ist ein kleines Gedankenexperiment angebracht: Nehmen wir an, Raiffeisen oder irgendeine andere Bank hat den Deal korrekt bis ins kleinste Detail erklärt und die Gegenseite hat bestätigt, den Deal verstanden zu haben und über allfällige Risiken im Klaren zu sein. Frage: Gibt es eine Situation, die es günstig und erstrebenswert erscheinen lässt, dass Banken wie etwa die RLB Wien-NÖ, steuergeldfinanzierte Gemeinden in Lagen bringen können, wie die derzeitige St. Pöltens? Ja, die des Strebens nach Profit – auch auf Kosten der Steuerzahler_innen einer Gemeinde.

Clemens Staudinger

Geht's mich was an?

Objektivität vs. Quote

Die so genannte «Pflicht zur Objektivität» gehört vor allem zur Jobbeschreibung von zwei Berufsgruppen: Richter_innen und Journalist_innen.

Journalist_innen reflektieren ihre Rolle immer wieder, betonen wie heikel und schwierig es sei, ein ausgewogenes Bild zu liefern, damit die Bürger_innen sich ihre Meinung selbst bilden können. Das ist allerdings reine Theorie. Der Geruch von Einseitigkeit und Hetze in der Presse ist jetzt wieder einmal durch eine Studie belegt worden. Ironischerweise im Land der Toleranz – der Schweiz – ist die Berichterstattung unausgewogener als in Deutschland oder in Frankreich. Für die Schweizer Studie wurden insgesamt 297 Artikel, geschrieben von 147 Redakteur_innen in einem Zeitraum von fünf Jahren untersucht – allesamt zum Thema Roma. Das Ergebnis: Die Texte waren überaus negativ und geprägt von Vorurteilen. In den Medien kennt man ausschließlich das Bild armer, wilder, zur Not auch gewalttätiger Menschen, die in «schmarotzender» Form (betteln, stehlen), ihren «Lebensunterhalt» bestreiten. Im schlimmsten Fall organisiert in einer Art von Mafia. Außerdem schlagen sie ihre Frauen, die wiederum ihre Kinder nicht in die Schule schicken.

Und das bringt mich nun zur zweiten Berufsgruppe, die eine gewisse Neigung zur Objektivität haben sollte: Richter_innen.

Auch Richter_innen lesen von «mafios organisierten Zigeuner-Banden», die «aggressiv» Passant_innen «angreifen». (Ja. So liest sich das heute eben, wenn ein osteuropäisches Elternpaar mit Kind beim Betteln in der Fußgängerzone erwischt wird.)

Tatsache ist: Wer nicht ins Schema passt, wird härter bestraft. Klingt einfach. Vereinfacht. Und das ist es auch. So wie das Bild, das von Minderheiten in den Medien gezeigt wird. Es ist ja auch wirklich nicht die Aufgabe der Journalist_innen, ordentlich zu recherchieren. Die müssen heute für Auflage und Quote sorgen. Und Justitia war niemals blind; aber so scharf wie heute hat sie noch nie hingesehen.

Gilda Horvath
arbeitet in der
ORF Volksgruppenredaktion

Ich kann freilich nicht sagen, ob es besser wird, wenn es anders wird, aber soviel kann ich sagen:

Es muß anders werden, wenn es gut werden soll.

Georg Christoph Lichtenberg

Die Augustin-Verkäuferinnen & Verkäufer wünschen allen Leser_innen ein Neues Jahr, in dem nur e i n Klima erwärmt wird: das soziale ...

TrägerInnen des F13 T-Shirts helfen, eine Idee auszutragen: Jeder „Unglückstag“ wird zu einem Feiertag für alle verwandelt, die sonst wenig zu feiern haben, zu einem Aktionstag für die Rechte aller Diskriminierten und „Untauglichen“.

Nächster F13: 13. Februar 2015

Männer-T-Shirts
Größen: S, M, L, XL, XXL
Farben: Schwarz, Rot, Blau, Grün und Dunkelgrau

Frauen-T-Shirts
Größen: S, M, L, XL
Farben: Schwarz, Rot, Blau, Grün und Dunkelgrau

Spende: EUR 13,- plus EUR 4,- Versandspesen

www.f13.at

Kult schenken

AUGUSTIN

Österreichs erste Boulevardzeitung
sozial, unbestechlich, subventionsfrei

1 Jahr Augustin
um 85 Euro

(23 Ausgaben, Preis inkl. Zustellung in Österreich)



Abo-Tel.: (01) 587 87 90
abo@augustin.or.at
www.augustin.or.at/abo

Neues von Frau Gschistibohavitschek

Die Augustinverkäuferin Ihres Vertrauens könnte eine Landlose sein

Wenn Sie sich das nächste Mal insgeheim oder lautstark darüber alterieren, dass unter den Augustin-Verkäufer_innen auch Migrant_innen aus Süd- und Osteuropa sind, dann bedenken Sie unter anderem bitte auch Folgendes:

Dass reiche Investor_innen, zum Beispiel aus China, in Afrika Agrarflächen in großem Stil aufkaufen, wird in den Medien immer wieder thematisiert. Weniger bekannt ist, dass auch innerhalb der EU solches Landgrabbing stattfindet. Der EU-Beitritt Ungarns und Rumäniens beispielsweise erfolgte unter der Bedingung, dass der Immobilienmarkt liberalisiert wird. 2014 tritt diese Marköffnung voll in Kraft. Weil auch die staatliche Förderung für bäuerliche Klein- und Mittelbetriebe fehlt, haben ausländische Investor_innen leichtes Spiel und kaufen verschuldete Höfe auf.

Oft nicht direkt: Zuerst erwerben rumänische Zwischenhändler_innen die einzelnen Parzellen.

Sobald ein größeres Acker-Puzzle vollständig ist, geht der Boden mit entsprechendem Aufschlag an die Meistbietenden. (Das sind leider so gut wie nie rumänische Landwirt_innen, die ihren Betrieb erweitern wollen, sondern Investor_innen bzw. Konzerne aus dem Ausland.)

Auch Österreich mischt mit: Sechs Prozent der 700.000 Hektar Agrarland in Rumänien, die sich in ausländischer Hand befinden, befinden sich konkret in österreichischer Hand. Ähnlich ist es in Serbien und Ungarn. Besonders in ungarischen Dörfern entlang der österreichischen Grenze arbeiten vor allem burgenländische Landwirt_innen seit vielen Jahren, oft in halblegalen Verabredungen. Hier sind es vier Prozent der gesamten Agrarfläche, die österreichischen Betrieben Gewinn bringt.

Was wir nicht vergessen dürfen: Durch Kauf oder Pacht von Agrarland besteht auch die

Zugangsmöglichkeit zu EU-Agrarförderungen.

Durch die Reduktion der von Einheimischen bewirtschafteten Höfe werden Dörfer verlassen. Die ländliche Bevölkerung überaltert. Die Selbstversorgung bei Lebensmitteln kann nicht mehr den eigenen Entscheidungen und Präferenzen gemäß erfolgen. Bäuerinnen und Bauern werden zur Auswanderung gedrängt.

Vermutlich haben Sie nichts dagegen, wenn diese Menschen als schlecht bezahlte und rechtlose Erntehelfer_innen in EU-Ländern arbeiten. Weil das die spanischen Paprika und die Paradeiser aus dem burgenländischen Seewinkel billiger macht. Nur in Wien wollen Sie sie halt nicht den Augustin verkaufen sehen.

Woher ich das alles weiß? Aus einem Artikel von Brigitte Reisenberger, der im SOL Nr. 157 abgedruckt wurde. Wenn Sie mehr wissen wollen: www.fian.at/osteuropa oder www.nachhaltig.at

Christa Neubauer

Studie zu Gewalt in pädagogischen Kircheneinrichtungen

Wer aber eines von diesen Kleinen, die an mich glauben, ärgern wird ...

2010 war das Jahr, in dem die meisten Klosterschulen- und Internatsskandale aufgefliegen sind: Eine Menge ehemaliger Schüler_innen und Heimkinder meldete sich mit Anklagen zu Wort, ihre Kindheit und Jugend sei ihnen durch das gewalttätige Handanlegen ihrer Betreuungspersonen versaut worden. Nachhaltig. Zwar hatte man hierzulande schon in den 1990er Jahren – Stichwort Groër – Erfahrungen damit gesammelt, wie öffentliche Debatten über physische und sexualisierte Misshandlung in kirchlichen oder kirchennahen Institutionen aussehen. Aber 2010 darf dennoch als Wendepunkt gelten – jetzt gab es kein Zurück mehr, keine Individualisierung der Ereignisse, keine Pathologisierung einzelner Ankläger_innen.

Das Bayerische Kloster Ettal und das oberösterreichische Stift Kremsmünster haben beide bei der gleichen Forschungsgruppe um Heiner Keupp (Universität München) Studien in Auftrag gegeben, die auf «fact finding mission» gehen sollten – mit Fokus auf die Erfahrungen und die Zeug_innenschaft der Opfer. Diese Studien stellt Keupp am 18. Dezember auf

Einladung der «Arbeitsgemeinschaft Kritische Sozialpsychologie» in Wien vor.

Nordwestlich von Kremsmünster, im lauschigen Hohenzell, werden währenddessen Stimmen laut, die besagen Groër nicht länger an ihrer Kirchenmauer geehrt sehen wollen. Franziska Dzigan berichtet im November im Wochenmagazin «profil», dass das Denkmal ausgerechnet daran erinnere, «dass Hans Hermann Groër in der Hohenzeller Kirche 1989 für ungeborene Kinder gebetet hat». Als wäre das nicht schon schlimm genug, trägt das Denkmal das Zitat «Wer aber eines von diesen Kleinen ...», das im Original der Bibel so weitergeht: «... die an mich glauben, ärgern wird, dem wäre nütze, dass ein Mühlstein an seinen Hals gehängt, und er in die Tiefe des Meeres versenkt würde.» Die Plattform «Betroffene kirchlicher Gewalt» hat aus Protest ein Groër-Porträt mit Mühlstein am Denkmal angebracht.

L. B.



19 Uhr, Sigmund Freud Universität, Schnirchgasse 9a,
1030 Wien, Raum 114, 1. Stock

Dr. Ehalts Praxis für nützliche Theorie

Prekäre Verhältnisse

Die Immobilienpreise, die Wohnkosten, die Energiekosten steigen. Die Zahl der Menschen, die in Armut und an der Armutsgrenze leben, wächst. Gleichzeitig wird die Zahl der Reichen und Superreichen größer. Zwischen beiden Sachverhalten gibt es einen Zusammenhang. Sie sind wesentlich auch Ausdruck einer Umverteilung, weil Arbeit, die von den Kosten für soziale Wohlfahrt der Arbeitnehmer_innen befreit ist, weniger kostet. Die so genannten atypischen Beschäftigungen werden typisch.

Die Arbeitgeber_innen minimieren die Kosten für die soziale Sicherung der Mitarbeiter_innen. Denen geht es schlecht, trotz Arbeit – «working poor». Sie rutschen bei Arbeitslosigkeit, Krankheit und anderen unvorhergesehenen Ereignissen in die Armut. Die «Armutsfalle» ist die Sollbruchstelle der neoliberalen Arbeitsmarkt-Ungerechtigkeit.

Die Kosten, die aus den lebensnotwendigen Zuschüssen für die Armen entstehen, kommen von den Steuerleistungen der Beziehenden mittlerer und kleiner Einkommen, weil die Profiteur_innen eines Arbeitsmarktes sozial nicht gesicherter Arbeit sich ihrer Steuerleistungen entziehen.

Der Arbeitsmarkt benötigt Dienstleistungen – nicht nur im Bereich niedriger Qualifikation –, für die es genügend Arbeitssuchende gibt, die bereit sind, das Lohn- und Sozialdumping der Arbeitgeber_innen zu akzeptieren.

Bei den prekären Arbeitsverhältnissen handelt es sich um freie, geringfügige und befristete Arbeitsverhältnisse, um Leiharbeit, um extrem schlecht entlohnte Arbeiten, ohne jede Perspektive. Gerade darin liegt das besondere Problem der prekären Arbeit: Sie schließt aus von allem, was herkömmliche Arbeit ermöglicht hat. Die Arbeitnehmer_innen haben nicht die Möglichkeit, sich an betrieblicher Mitbestimmung zu beteiligen, basale soziale Rechte des Arbeitnehmer_innenschutzes in Anspruch zu nehmen, ein Leben zu planen. Die atypischen Arbeitsverhältnisse produzieren die atomisierten, desintegrierten, flexiblen «Masseteilchen»-Menschen, wie sie sich der neoliberale Kapitalismus wünscht: rechtlos und abhängig, beliebig einsetzbar, austauschbar und gängelbar.

Eine wachsende Niedriglohnzone und eine ständige Absenkung des Niveaus der sozialen Sicherheit und der Leistungen des Wohlfahrtsstaates gelten als State of the Art im globalen «Standortwettbewerb». Dabei bleiben die Menschen mit ihren Ansprüchen auf der Strecke.

Die Zielsetzungen der Arbeiter_innenbewegung, die Menschen zu bilden, ihnen Arbeit, Stolz und Respekt zu geben, und sie zu Mitgliedern einer solidarischen Gemeinschaft zu machen, sind heute aktueller denn je.

Hubert Christian Ehalt

Dannebergpredigt

Strukturen von Gewalt

Mit der Kampagne «16 Tage gegen Gewalt an Frauen» machen Menschenrechtsorganisationen, Gewerkschaften, Frauenhäuser, Selbstverteidigungsvereine oder Opferhilfestellen auf das Gewaltthema aufmerksam. Auch strukturelle Gewaltformen rücken in den öffentlichen Blick. Zum Beispiel im Grazer Rathaus: Die Bürgermeister-Stellvertreterin Martina Schröck ist gerade dabei, die Stelle der Unabhängigen Frauenbeauftragten in Graz abzuschaffen und durch eine Ombudsstelle zu ersetzen.

Die SPÖ setzt sich immer öfter in frauenpolitische Fettnäpfchen. Da war doch gerade erst die Sache mit Sonja Ablinger – statt ihr rückte ein Mann auf der SPÖ-Nationalratsliste nach. Und nun das: Die parteiunabhängige Frauenbeauftragte, die in Graz von einem sozialdemokratischen Bürgermeister eingerichtet wurde, wird jetzt von einer sozialdemokratischen Frauenstadträtin gestrichen? Nach einer Evaluierung der Donau-Uni Krems wandelt Schröck den Job in den einer Ombudsfrau um, die sich in den Grazer Bezirken um Frauenprobleme kümmern soll. Das aber war nicht die Intention. In Graz gibt es bereits zahlreiche Einrichtungen, die gute Beratungsarbeit machen, etwa das Frauenservice Graz, Mafalda oder das Frauengesundheitszentrum, die jedoch trotz guter Evaluation nun auch gekürzt werden sollen.

Das Einzigartige an der Tätigkeit der Frauenbeauftragten war ihre Parteiunabhängigkeit. Die letzte Frauenbeauftragte, Maggie Jansenberger, ließ z.B. vor Wahlen – auch auf Bundesebene – stets die Programme aller wahlwerbenden Parteien auf frauenspezifische Inhalte untersuchen und es wurden Initiativen und wichtige frauenpolitische Impulse gesetzt, etwa die Watchgroup gegen sexistische Werbung. Eine Ombudsstelle aber wäre direkt der Frauenstadträtin, also der SPÖ, unterstellt. «Das lässt uns wenig optimistisch in die Zukunft sozialdemokratischer Frauenpolitik blicken», heißt es in einem Protestschreiben der Plattform 20000frauen an Martina Schröck und die Grazer Rathauspolitiker_innen. Dass die Ombudsfrau nur im Rahmen eines freien Dienstvertrags arbeiten soll, ist «angesichts der prekären Arbeitsverhältnisse, in die Frauen zunehmend gedrängt werden, ein Skandal».

Bärbel Danneberg



Foto: B. Danneberg

Arbeiterstrandbad wurde dem Erdboden gleichgemacht Eine transdanubische Tragödie

Verschämt hinter einer weißen Plane, versteckt vor der Öffentlichkeit – ohne öffentliche Ausweisung der handelnden Baufirmen – wurde Ende November, Anfang Dezember ein gebautes Stück Geschichte der Wiener Sozialdemokratie abgewickelt. Bagger zerstörten die mehr als hundert Jahre alten Gebäude des Arbeiterstrandbads an der Alten Donau. Um die Benutzer_innen der demolierten Kabinen, die Aktivist_innen der Initiative Denkmalschutz und die Empörten von der Bürger_inneninitiative von Widerstandsaktionen abzuhalten, setzte die MA 45 ein Security-Unternehmen ein. «Aktivist_innen, die das Geschehen mit ihren Kameras dokumentieren wollen, drohte der Chef der MA 45 persönlich mit der Polizei», berichtet Renate Steinmann, eine Sprecherin der Bürger_inneninitiative.

Die Verteidiger_innen des im «Roten Wien» realisierten Bades warnen vor vorschnellem Vertrauen auf die Darstellung der Gemeinde Wien. Diese kündigte als Alternative zum Arbeiterstrandbad die dauerhafte Öffnung des Bades und die Verwandlung der Fläche in eine frei zugängliche Liegewiese an. Die Initiative befürchtet, dass es in weiterer Folge zu einer

Verwertung der hervorragenden Lage am Wasser kommen könnte; der Druck des Immobilienkapitals auf die besten Adressen Transdanubiens ist ja schon lange spürbar – und in Form der Luxusapartements der Firma Glorit, die sukzessive den alten Hausbestand ersetzen, auch optisch erfahrbar.

Die Bürger_inneninitiative hatte, um das Traditionsbad zu retten, seine Eingliederung in das bestehende benachbarte städtische Strandbad Alte Donau vorgeschlagen. Innerhalb weniger Wochen hatten 4.000 Wienerinnen und Wiener eine Petition zur Erhaltung des Bades unterzeichnet. Die Öffentlichkeitsarbeit des Rathauses war gescheitert: Kaum jemand nahm der Gemeinde ab, der Abriss sei wegen der «Baufälligkeit» der Kabinen unumgänglich gewesen. Unter den leider ebenso gescheiterten «Retter_innen» der Badeanstalt macht sich Zynismus breit. Eine Partei, die ihre Geschichte niederreißt, kann die Bagger gleich anschließend weiterverwenden, um ihre Zukunft niederzureißen, meint ein Genosse, der seit 50 Jahren jeden Sommer an der Alten Donau verbrachte.

R.S.

VOLLE KONZENTRATION

Antirassistische Volkshochschule

Schnitzel, Liptauer, Knabbergebäck – wenn's scharf gewürzt ist, wird dem Essen immer noch gern eine Volksgruppe zum Präfix gemacht. Warum das «Z-Schnitzel» nicht «einfach nur ein Wort» ist und was es mit Ausgrenzung und Diskriminierung zu tun hat, darum geht's in dem Workshop «Vorurteile auf dem Teller?», den das Romano Centro zusammen mit der Volkshochschule organisiert. «Ein gemeinsames Abendessen mit traditionellen Gerichten aus der serbischen Roma-Küche gibt Ihnen die Möglichkeit, mit Darija Marinković die historischen Hintergründe von

Rezepten und Lebensmitteln zu erkunden.» Wichtiger Zusatz (falls hier jemand carnivore Vorurteile gegen die serbische Küche hegt): «Vegetarische Speisen werden angeboten.»

15. Dezember, 17 Uhr
Purple Eat, Meidlinger Markt
Anmeldung: menschenrechte@vhs.at

Chassidische Volksbibliothek

Vom «Binkel- und vom Betteljuden» sprach man schon 1730. Der Zustrom der «fremden jüdischen Bettler», die nach Wien kämen, sollte eingedämmt werden: «Das Mittel war die Armenanstalt». In der Ausstellung «200 und 20, die

Bibliothek des Jüdischen Museums» sind Holzkästen, die an offene Bücher erinnern, aufgestellt. Nur für die Zeit des Nationalsozialismus gibt es eine Vitrine mit zerstörtem Glas und eine Transportkiste. Jüd_innen duften unter den Nazis keine Bücher mehr kaufen und nicht in die Buchhandlung; Chassiden führten eine Volksbibliothek, in der mittellose Juden und Jüdinnen studieren konnten und der heutige Lesesaal in der Seitenstettengasse ist eine Präsenz-Fachbibliothek, erfuhr man auf der Pressekonferenz.

www.jmw.at

| | | | | | | | | | | |
|----|----|----|----|----|----|----|----|----|----|----|
| 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | 7 | 8 | 9 | 10 | 11 |
| 12 | | | | | | | | | | |
| | 13 | | | | | 14 | | | | |
| 15 | | | | | | 16 | | | 17 | |
| 18 | | | | 19 | | | 20 | 21 | | |
| | | | 22 | | | | 23 | | | |
| 24 | | | | 25 | 26 | 27 | | | 28 | |
| | | | 29 | | | | | 30 | | |
| 31 | | 32 | | | | 33 | | | | |
| 34 | | | 35 | 36 | | 37 | | | | |
| 38 | | | | | | 39 | | | | |
| 40 | | | | | | | | | | |

Einsendungen (müssen bis 17. 12. 2014 eingelangt sein) an: AUGUSTIN, Reinprechtsdorfer Straße 31, 1050 WIEN

WAAGRECHT: 1. montieren und einrichten – im Bad machens fast nur Männer, im Computer herrscht eher Gleichberechtigung – nicht wahr? 12. wird auch Weichsel genannt 13. gehört zu tack wie hipp 14. Gab einer der heiligen drei Könige Herrn Einem seinen Vornamen? 15. George H. W. und George W. – beide waren US-Präsidenten 16. reziprokes Pronomen 17. nur kurz (hielt) der Reißverschluss, dann riss er 18. Sirona war die Gemahlin des Keltengottes 20. solche Liste listet die zu erledigenden Aufgaben auf (zwei kurze Wörter) 22. ohne Angabe, abg. 23. da der Kaiser, dort der König und er herrschte in Russland 24. verliert frau ihn, traut sie sich gar nicht mehr 25. so was ähnliches wie ein Musical, aber ohne Handlung 28. nur kurz (fungierte er als) Gruppeninspektor 29. sehr zeitig kann man dort schon junge Pflanzen anbauen 31. der Serienserger muss bezahlt werden, oder? 33. weltberühmt ist der Vampir 34. frz. Kanton und Gemeinde (Savoie) 37. wenn sie sich hinlegt, tut sie es 38. kann ein Tumor bilden, wenn er streut 40. die Kleinkunsthöhle Vindobona liegt in diesem Wiener Bezirk

SENKRECHT: 1. steht ganz kurz für im Sinne 2. Mist und Pflanzenreste werden u.a. als solcher eingesetzt, damit alles wieder gut wächst 3. «Süß und innig, seine Angetraute!», meint die Nachbarin, allerdings nur anfänglich! 4. Musikrichtung bezeichnet elektronische Tanzmusik 5. Teil jedes Parkplatzes 6. des Marxisten Liebknichts Initialen 7. alter Name für den Fluss Lech 8. und heute für das alte Persien 9. abbrev. for Radio Control Protocol 10. bayerischer Ministerpräsident in den Jahren nach dem 2. Weltkrieg 11. ganz und gar nicht gelassen ist frau in dieser Gemütsverfassung 15. eine sehr kurze Bankgarantie 19. mittelalterlich gesehen sorgte er für Unterhaltung und Belustigung, heute eher ein Dummkopf 21. jeder Orakelspruch beginnt so 23. wer dort ist, muss den Heimweg nicht suchen 26. im Freudenhaus zu finden 27. Cäsar: «Ich liebe den ... , aber ich hasse Verräter!» 28. formt die Frisur 30. im Heute (leben) – nur zu empfehlen! 31. nicht mehr sehr gebräuchliches Wort für einfältig und töricht 32. Teil aller Investitionen 35. Notaufnahmegesetz im Beamtenjargon 36. im Besitz 39. Tiroler Medium wird gern und täglich gelesen

Lösung für Heft 379: NAMENSNETTER
Gewonnen hat Barbara Oszwald, 7350 Oberpullendorf

W: 1 MICHELANGELO 12 ILLUSTRATION 13 MODEMS 14 CI 15 TRAUT 18 OE 19 CKK 20 ERBSE 21 BND 23 REISEZUG 24 STASI 27 CVP 28 CRUISE 20 EPSEW 31 HI 32 UTE 33 SCHALTRAUM 39 LWOW 40 SMETANA 41 EIDOTTER

S: 1 MITTELSCHULE 2 IL 3 CL 4 HUMUS 5 ESOTERISCH 6 LTD 7 AREOBIC 8 GTS 9 EI 10 LOCKRUF 11 ONIK 16 RR 17 ABBAU 22 DEPPERT 25 TRI 26 SI 30 WOMAN 32 ULME 33 SOD 34 CWO 35 AST 36 AAR 37 39 WI

DESPERADO-SCHACH von Häm und Bernleitner

Der alte und neue Weltmeister heißt Magnus Carlsen. Zum zweiten Mal bezwang der 23-jährige Norweger den «indischen Tiger» Viswanathan Anand auf souveräne Weise. Nur die sechste Partie brachte Irrungen und Wirrungen.

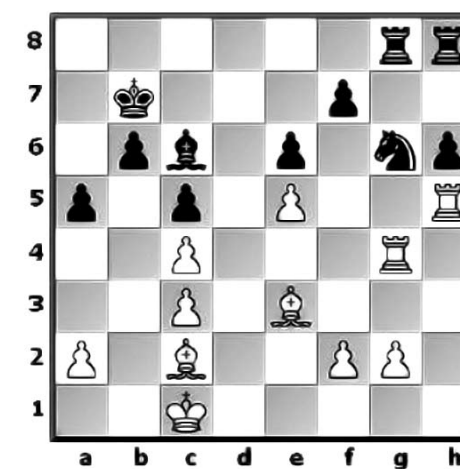
Carlsen - Anand
Sotschi 2014, 6. WM-Partie

1.e4 c5 2.Sf3 e6 3.d4 cxd4 4.Sxd4 a6 Anand packt im Sizilianer etwas aus, das er nie zuvor gespielt hat. 5.c4 Und auch Carlsen beschreitet mit dem Maroczy-Aufbau für ihn neue Wege. 5... Sf6 6.Sc3 Lb4 7.Dd3 Originell. Fast ausschließlich wird 7.Ld3 Sc6 8.a3 Lxc3+ 9.bxc3 Se5 gespielt. 7... Sc6 8.Sxc6 dxc6 9.Dxd8+ Wie so oft lenkt Carlsen die Partie in sein geliebtes Endspiel. 9... Kxd8 10.e5 Sd7 11.Lf4 Lxc3+ Gibt den guten Läufer preis, zerstört aber die weiße Bauernstruktur. 12.bxc3 Kc7 13.h4 b6 14.h5 Schon hat Carlsen einigen Raumvorteil herausgeholt. 14... h6 15.0-0-0 Lb7 16.Td3 Dieser

Turm soll die Schwäche g7 belagern. 16... c5 17.Tg3 Tag8 18.Ld3 Sf8 19.Le3 g6 Ein Befreiungsversuch. 20.hxg6 Sxg6 21.Th5 Denn 21.f4? verliert wegen 21... Sxe5! 22.Txg8 Sxd3+ 23.Kd2 Txg8 24.Kxd3 Lxg2. Auch 21.Txh6 Sxe5 und 21.Lxg6 Txg6 22.Txg6 fxc6 23.f3 h5 sind nicht sehr ermutigend. 21... Lc6 22.Lc2 Eine Phase des Manövierebeginns beginnt, keiner kommt recht weiter. 22... Kb7 23.Tg4 Nichts bringt 23.Lxh6 Se7 24.Thg5 Txg5 25.Lxg5 Sg6 26.Lxg6 fxc6 27.f3 mit ungleichen Läufern. 23... a5 24.Ld1 Td8 25.Lc2 Td8

Siehe Diagramm

So weit so gut, ein Unentschieden liegt in der Luft. 26.Kd2? Ein erstaunlicher Fehler für einen Spieler dieses Kalibers! 26... a4? Und Anand glaubt ihm! Mit dem kleinen Trick 26... Sxe5! 27.Txg8 Sxc4+ 28.Kd3 Sb2+ 29.Ke2 Txg8 30.g3 Lb5+ 31.Kf3 Sd3 gewinnt Schwarz zwei Bauern und steht auf Gewinn. 27.Ke2 Jetzt ist wieder alles in Ordnung für



Carlsen. 27... a3 28.f3 Td8 29.Ke1 Td7 30.Lc1 Ta8 31.Ke2 La4 32.Le4+ Lc6? Anand verliert den Faden. Nach 32... Ka7! 33.Lxa8 Kxa8 34.Txh6 Td1 35.Lxa3 Ta1 36.Ke3 Txa2 37.Lc1 Sxe5 konnte er noch kämpfen. 33.Lxg6 fxc6 34.Txg6 Jetzt fallen alle Bauern am Königsflügel. 34... La4 35.Txe6 Td1 36.Lxa3 Ta1 37.Ke3 Lc2 38.Te7+ 1-0



Himberg, Gutenhof um 1935: steckengebliebener Dampfpflug

Foto: GEMEINSCHAFT HIMBERG

Mit der Topothek dem Sautanz nachspüren

Volkskundliche Suchmaschinen

Immer mehr Gemeinden machen ihre Geschichte mit Topotheken zugänglich. In den Online-Archiven eröffnen sich durch private Fotos neue Perspektiven auf das Dorfleben. Erfunden hat das partizipatorische Werkzeug ein Wiener Neustädter, der seine Kindheitserinnerung sortieren wollte.

Reisen in die Vergangenheit sind eine lang gehegte Träumerei der Menschen. Die einen wollen wie H. G. Wells oder Michael J. Fox in eine Zeitmaschine steigen, andere sammeln alte Gegenstände und Dokumente, um den Geist von früher zu inhalieren. Die Ziele und Motive, die hinter diesen Wünschen stecken, sind so unterschiedlich wie die Personen, die die Zeitreisen unternehmen wollen – sie reichen von der Mondlandung über die Eröffnung des ersten Kinos in der Geburtsstadt bis hin zum Rundgang in jenem Park, in dem sich die Eltern geküsst haben. Während man beim Beispiel aus der Raumfahrt auf Bilder der NASA zurückgreifen muss, kann man

bei lokaleren Wünschen in einem Online-Archiv fündig werden, das sich wachsender Beliebtheit erfreut: der Topothek, einer digitalen Sammlung von Fotos, Bildern, Karten, Video- und Audioaufzeichnungen mit Beschlagwortung und geografischer Verortung, mit der Gemeinden ihre Geschichte sichtbarer machen können.

Bilder, nicht Begriffe

«Der suchende Mensch denkt in Bildern, nicht in Begriffen. Die Topothek macht es möglich, diese Bilder im Internet leichter zu finden als mit einer klassischen Suchmaschine», sagt Alexander Schatek. Der gebürtige Wiener hatte vor einigen Jahren die Idee zur Topothek, weil seine ausgeprägte Sammelleidenschaft von Fotos aus seiner Kindheit nach einer alternativen Form der Archivierung verlangte. «Die Sortierung nach Zeit oder Ort war unbefriedigend, deshalb habe ich einen IT-Mitarbeiter meiner Firma gefragt, ob er mir ein Programm schreibt. Dabei

sind wir auf die Idee gekommen, den Standort des Fotografen und die Blickrichtung als Fixpunkt zu verwenden – das war der Startschuss für unser Werkzeug», umreißt Schatek die ersten Schritte.

Als sich 2010 durch Mundpropaganda die Gemeinde Breitenstein am Semmering für das Tool zu interessieren begann, entwickelte der Wiener Neustädter das Programm weiter. «Wir haben den Community-Gedanken vorangetrieben. Gleichgesinnte sollten an verschiedenen Orten damit arbeiten und sich austauschen können. Wichtig war uns auch, einen Dialog mit den Nutzern zu ermöglichen», sagt Schatek. Der Prototyp fiel auf fruchtbaren Boden: Wenige Monate nachdem die Breitensteiner ihr Archiv mit historischen Fotos aus dem Dorfleben befüllt hatten, wurde es mit einem Preis für niederösterreichische Dorf- und Stadterneuerungsprojekte ausgezeichnet. Mittlerweile existieren bereits in 35 Gemeinden und Ortschaften in Wien, Niederösterreich und Oberösterreich Topotheken, weitere 15 befinden sich in Planung.

Vergangenes in die Gegenwart holen, bisher private Aufzeichnungen sichtbar und für die Allgemeinheit abrufbar machen – das sind die Beweggründe, eine Topothek einzurichten. Ein wichtiger Faktor dabei ist die Einbeziehung der Bevölkerung, das Crowdsourcing, wie es mit dem englischen Fachbegriff heißt. In den Topotheken finden sich jeweils einige hundert Zeitdokumente, die bis ins 19. Jahrhundert zurückgehen und meist alltägliche Szenen aus dem Dorfleben zeigen. Im Fall von Breitenstein sind es Fotos von den mächtigen Viadukten der Semmeringbahn, von einem Feuerwehrfest aus den 1930er Jahren und gescannte Ausschnitte aus Chroniknachrichten von Tageszeitungen, die den Ort betreffen. Betrieben werden die Topotheken von Kommunen und Vereinen, der finanzielle Aufwand ist überschaubar. «Die Topothek kostet einer Gemeinde im Jahr 570 Euro. Dazu kommt eine einmalige Gebühr von 485 Euro für die Einschulung der Topothekare», sagt Schatek. Zwar könne ein Archiv auch von einer Einzelperson betrieben werden, das Engagement der Bevölkerung sei jedoch höher, wenn es im öffentlichen Interesse geschehe. «Dann ist es nicht der private Wahnsinn eines Menschen, den man vielleicht nicht mag, sondern ein Dienst für die Allgemeinheit.» Das sei auch eine gewisse Garantie für die Nachhaltigkeit des Projekts. «Wenn die Gemeinde das trägt, wird die Topothek nicht eingestellt, sollte ein Einzelner das Interesse daran verlieren.»

Als wesentlichen Erfolgsfaktor der Topotheken sieht Schatek die leichte Bedienbarkeit seines Werkzeugs. «In die Topothek kann man übers Gemüt einsteigen.» Die Bedienung

müsse so einfach wie möglich sein. Wenn sie zu komplex sei, würden die Leute damit nicht mehr damit arbeiten wollen.

Dateien hochladen kann jeder, der sich um einen Zugang bemüht. Um die europäische Archivnorm zu erfüllen, sind lediglich einige Basisinformationen notwendig. Das Dokument braucht einen Namen, ein Datum, mindestens ein Schlagwort und den Verweis auf das Copyright. «Mit drei Klicks lege ich dann noch den Ort und die Blickrichtung auf der Karte fest – und das war es auch schon», sagt Schatek. «Die Topothek ist a priori kein wissenschaftliches Tool, weil keine Interpretation und keine Auseinandersetzung mit den Inhalten erfolgt. Das Archiv kann aber natürlich für wissenschaftliche Projekte genutzt werden.» Wichtig ist dem 53-jährigen Unternehmer auch der unkommerzielle Gedanke: «Wir nehmen den Leuten nichts weg, das Copyright bleibt bei ihnen. Wir haben auch keine weiterführenden Absichten mit dem Material. Unser Produkt ist die Topothek selbst.»

Vernetzter Sautanz

Dem Topothekenerfinder zufolge sind es in erster Linie die Dorfbewohner selbst, die das Werkzeug nutzen. Aber auch Neuzugezogene oder Touristen könnten sich damit ein Bild vom Ort machen. Die Motive, warum Fotos hochgeladen werden, seien sehr unterschiedlich. «Die meisten Nutzer wollen ihrer Familie, Freunden oder sich selbst ein kleines Denkmal setzen. Und das Spannende ist, dass man nie sagen kann, wann wer etwas sucht.» So habe sich kürzlich ein Verein aus England, dessen Mitglieder sich für historische Dampfmaschinen interessieren, beim Topothekar aus Himberg gemeldet. «Sie haben auf einem Foto eine Erntemaschine mit dem Baujahr 1905 entdeckt, von der nur 30 Stück erzeugt worden sind», erzählt Schatek schmunzelnd. «Für die Himberger war aber nicht die Dampfmaschine das Interessante, sondern die Menschen auf dem Foto.»

«Die Topotheken bringen die Menschen zusammen», sagt Schatek über seine volkswissenschaftlichen Suchmaschinen, deren Reichweite und Tiefe er weiter ausbauen will. «Wir hatten auch schon eine Anfrage von einem Requisiteur, der wissen wollte, wie der Sautanz, das traditionelle Schlachtfest von Kleinbauern, früher ausgesehen hat.» Um solche Fragen noch besser beantworten zu können, bastelt der Neustädter an einer Zusammenführung der einzelnen Ortsarchive. «Wenn wir diese Metatopothek haben, kann ich auch sehen, welche Trachten beim Sautanz in anderen Regionen getragen worden sind.»

Reinhard Krennhuber



Alexander Schateks Idee der Topothek erleichtert die Bildersuche im www

nachbarinnenstadt

Teilhabe und Mitbestimmung

Auch außerhalb meiner eigenen Planungsblase bzw. meiner täglichen Arbeitspraxis ist deutlich spürbar, dass die Intensität von Beteiligung an öffentlichen Entscheidungen (vor allem im städtischen Planungshandeln) in den vergangenen Jahren deutlich zugenommen hat. Es gibt de facto kein Planungsvorhaben mehr, welches ohne Beteiligung auskommt, keine politische Agenda, die die Einbeziehung der Meinung der Zivilgesellschaft in den Vordergrund stellt. Man kann es sich schlichtweg nicht erlauben, auf Teilhabe und Mitbestimmung zu verzichten. So kann rein quantitativ betrachtet gesagt werden, dass Beteiligung politischer und planungspraktischer Mainstream geworden ist. In dieser ganzen Euphorie, dass Partizipation eine Selbstverständlichkeit geworden ist und darum grundsätzlich nicht mehr zu kämpfen ist, wie es vor allem bei der «Beteiligung von Betroffenen» in den 1970-90er Jahren war, wird allerdings meines Erachtens darauf vergessen, auf die Qualität solcher Prozesse zu schauen. Es geht nicht per se darum, möglichst ALLE zu beteiligen, sondern wir müssen uns einmal mehr über die Ziele und Strategien verständigen, die wir für die Stadtentwicklung und Demokratieentwicklung verfolgen und der Frage: wen wollen wir ehrlich, das ALLE beschränkt sich in vielen Fällen auf jene, die sich gut Gehör verschaffen können, die gut eingebunden und integriert sind in die Gesellschaft, die über das soziale, kulturelle und materielle Know-how verfügen, sich einzubringen und ihre Rechte zu vertreten. Mit der deutlichen Zunahme der sozialen Problemlagen und sozialen Ungleichheiten stehen dem all jene gegenüber (bezogen auf das Alter, den politischen Status, den Gesundheitszustand, die Bildung, das Einkommen etc.), die schwer in solche Prozesse zu integrieren sind, wenn keine maßgeschneiderten und vor allem aufsuchende Angebote formuliert werden. Das gleichzeitig zu beobachtende Revival der Gemeinwesenarbeit in der Stadtteilentwicklung ist da sicherlich ein wichtiger Schritt in der Qualitätssicherung, weil genau dort schwer erreichbare Zielgruppen in den Fokus gerückt werden. Doch wird das reichen?

Wencke Hertzsch



Die www.topothek.at arbeitet mit dem Internationalen Zentrum für Archivforschung – ICARUS zusammen. ICARUS vernetzt Archive, Universitäten und nicht zuletzt Laienforscher_innen. Das Netzwerk besteht aus mehr als 150 institutionellen Mitgliedern aus 26 europäischen Staaten, den USA und Kanada. Schwerpunkt bildet die Digitalisierung von historischen Dokumenten, wie Urkunden und Kirchenbüchern und alten Fotos, die auf digitalen Plattformen für jedermann zugänglich gemacht werden. www.icar-us.eu



Kevin Klein

Der Mann mit Langhaar und Bart irritiert seine Umgebung im Frack und schwarz glänzenden High-Heels. Ein andermal präsentiert er sich in mehreren Schichten Lack & Leder mit diversen Buttons, Aufnähern und glänzendem Klimbim. Unter dem Künstlerpseudonym Kevin Klein upcycled er Gebraucht Kleidung zu individuellen Einzelstücken, durch Anbringen und Aufnähen diverser Labelschilder, Stoffstücke, Logos und ähnlichem. Verstehen wir unter Upcycling im Allgemeinen das Umwandeln nutzlos gewordener Stoffe in neuwertige Produkte, geht's hier vor allem um den spielerisch-ironischen Umgang mit dem Thema «Aufwertung» durch die Anhäufung von Markenlabelschildern zu einer «postmodernen Überfrachtung von Informationen». Wir kennen sie alle, die Logos, die früher ganz dezent, heutzutage immer größer, fetter und leuchtender an Kleidungsstücken höherer Preiskategorie prangen und dabei als schick und trendig empfunden werden. Oft sind die plakativ getragenen In-Markenlabels nur die Dokumentation des mehr oder minder verzweifelten Versuches, mangelndes Selbstbewusstsein durch käufliche Äußerlichkeiten zu kompensieren. Aufgenähte und gedruckte Labelschilder haben also hauptsächlich die Aufgabe, dem Gegenüber einen gewissen Status bzw. die Abgrenzung vom Pöbel erklärbar zu machen. Sogar kleine Unternehmen (alles von Hand gemacht) springen – mit Ironie? – auf diesen Zug auf und bringen stolz ihre großen Aufnäher auf Hauben an, die ganz prominent, vorne an der Stirn getragen werden. «Eine solche Gegenkultur kann Impulse setzen, die sich irgendwann in der gesamten Gesellschaft ausbreitet.» Der gelernte Maler, Grafiker und Kulturwissenschaftler (Studien in Linz und Sofia) Kevin hat dies zum Anlass genommen, das Kunstprojekt «FCKU FSHN» ins Leben zu rufen. Sein Schmah ist die Überhöhung dieses Phänomens durch das vielfache Anbringen diverser Aufnäher, Embleme, Logos, Corporate Designs, Uniform-Schriftzüge, selbstgedruckter Schriftzüge oder sogar Stofftiere, was naturgemäß ironische Distanz schafft und das Ganze ad absurdum führt. Ich stelle mir vor, ich würde Kevin in der U-Bahn mit einem protzigen Markenteil gegenüber sitzen – würde ich mich nicht ... irgendwie schämen?

Bildungsoffensive mit «Style»

Die Kleidungsstücke bekommt er geschenkt und sammelt sie bei Trödler_innen und auf Flohmärkten: «Für mich ist das ein bisschen wie Schwammerln suchen. Ich fokussiere



meinen Warenfetischismus lieber auf Second Hand, wenn ich um 20 Euro zwei Koffer füllen kann, statt um dasselbe Geld einen Fetzen beim H&M zu kaufen.» Alles, was klein ist und glitzert und funkelt, ist gern gesehen und wird gesammelt, das Lager langsam aufgebraucht. Seine Kleidungsstücke trägt Kevin selbst leidenschaftlich gerne. «Auf der Straße darf man glorios sein. Individueller Style ist besser, als offensichtlicher Konsumsklave von Modekonzernen zu sein.» Das will er künftig auch als Lehrer an seine Schüler_innen weitergeben. – Ein schöner Ansatz für jede Bildungsoffensive! Angefangen hat dies in New York, als Kevin auf Einladung des Österreichischen Kulturforums und «Residence unlimited» einige Zeit im Big Apple lebte und dort ein Projekt in der Bronx realisierte. Damals leitete er einen Workshop für Teenager mit dem schönen Namen «BRNX! FSHN! REVOLUTION»: «Die Kernidee war es, junge Leute davon loszukriegen, sich riesigen Modekonzern-Ideen zugehörig zu fühlen und ihnen ihr daraus resultierendes, blindes Konsumverhalten bewusst zu machen.» Er wollte ihnen klar machen, wie viel spannender es sein kann, sich als Person dadurch zu profilieren, bewusst und originell einzukaufen, indem man sich Einzelstücke im Second-Hand-Laden holt, wo nicht jedes Teil wie das andere aussieht. Indem wir upcyclen, umgestalten und neue Kleidungsstücke kreieren, haben wir die Chance, noch nie da Gewesenes zu tragen und so gegen jede Gleichförmigkeit in einer Massenkultur, für mehr Individualität, Verque(e)res und symbolisch auch für mehr Demokratie zu stehen.

Text und Fotos: Doris Kittler

<http://typotektonik.net>
www.facebook.com/wienerwaesche



OUTLAW LEGENDS: Franz Hebenstreit von Streitenfeld Mensch unter Menschen

Franz Hebenstreit von Streitenfeld (1747–1795) war erst Student, dann Soldat, schließlich Freimaurer und Visionär. Von seinem Gefährten Andreas Riedel, einem engen Berater des Kurzzeitmonarchen Leopold II., wurde er freundschaftlich «Kommunist» genannt.

«Kommunist» ist anno 1793/94 kein geläufiger Begriff gewesen, aber durchaus zutreffend, denn in seiner Schrift «Homo hominibus» – Mensch unter Menschen – beklagte er nicht nur den Ist-Zustand der Gesellschaft seiner Zeit, sondern formulierte auch Möglichkeiten, jene zu einer besseren zu machen, eine Welt zu gestalten, die allen Menschen einen gerechten Anteil an allen Gütern sichern sollte.

Nun, es sollte nicht so kommen. Franz Hebenstreit wurde wegen seiner Überzeugung gehenkt und sein später abgetrennter Kopf bis in unsere Zeit zur Schau gestellt. Doch dazu später.

Sein Leben begann Hebenstreit am 26.11.1747 in Prag als Sohn eines Professors der Philosophie und einer Mutter, die die Hausarbeit bewältigte. Elternhaus und materieller Wohlstand ließen eine akademische Laufbahn erwarten; und die schlug er zunächst auch ein, als er begann Philosophie und Rechtskunde zu studieren. Im Alter von 19, 20 jedoch trat er dem Ulanenregiment der k.k. Armee bei. Warum er dies tat, bleibt ungeklärt. Die soldatische Befehlszwangserkrankung hatte ihn nun einige Jahre eisern im Griff, bis er sich 1773 im Alter von 26 für die Desertion entschied. Die Folgen der Bostoner Teaparty dürfte ihn dazu inspiriert haben, nach Nordamerika auszuwandern und an der Revolution gegen das englische Königshaus teilzunehmen. Marodierende preußische Menschenjäger vereitelten dieses Vorhaben durch Zwangsrekrutierung und Hebenstreit sah sich vom Regen der k.k. Armee in die Traufe preußischer Willensvernichtung geprügelt. Fünf lange Jahre dauerte es, bis ihm die Flucht gelang. Die Amerikaner brauchten ihn mittlerweile nicht mehr, also kehrte er heim ins Habsburgische Österreich, wo ihm nach einem Militärverfahren Amnestie erteilt und die

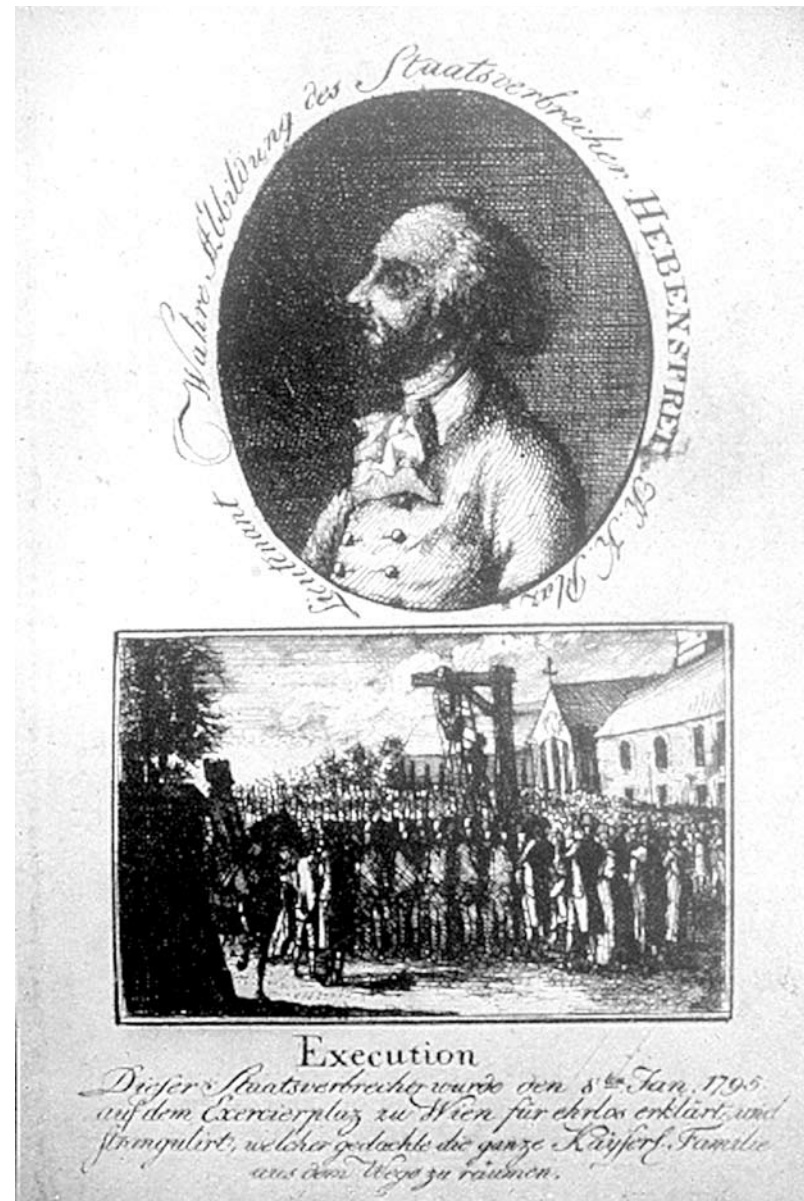
Am 28. Juni 2010 fand im Festsaal des Wiener Rathauses eine Wiederaufnahme des Verfahrens gegen Hebenstreit statt. Dieses folgte der Dramaturgie einer Gerichtsverhandlung mit Geschworenen. Unter den Mitwirkenden waren Dr. Beate Matschnig sowie der Dekan der Juridischen Fakultät der Universität Wien, Dr. Heinz Mayer, und Dr. Norbert Gerstberger. Die Verteidigung Hebenstreits lag in den Händen von Univ. Prof. Dr. Hubert Christian Ehalt. Das Verfahren endete mit einem Freispruch. Der beisitzende Richter Heinz Mayer begründete unter anderem: «Staatsgewalt muss Menschenrecht achten.» (wienwiki.wienerzeitung.at/WIENWIKI/Franz_Hebenstreit)

Gelegenheit gegeben wurde, seine Laufbahn bis zum Wiener Platzoberleutnant fortzusetzen.

Stärkung der nicht-adeligen Bevölkerung

In den Jahren 1792 bis 1793 schrieb Hebenstreit an seinem Werk «Homo hominibus», welches in lateinischen Hexametern verfasst, in den Freimaurerlogen dieser Zeit kursierte. Druckfertig publiziert wurde es nicht, denn nach den Ereignissen in Frankreich 1789 wurde in Österreich die Zensur wieder eingeführt. Der späte Joseph II. schränkte manche seiner Reformvorhaben wieder ein. Aufklärerische Ideen wurden nach dem Sturm der Bastille mit anderen Augen gesehen. Die Logen wurden durch ein Freimaurerpatent geknebelt und degenerierten durch den Grafen Saurau, der unter Leopolds II. Sohn und Nachfolger Franz II. zum Polizeichef avancierte, zum investigativen Spitzeltreff. Der ewige Sohn Franz II. machte sich vor den Franzosen und deren Revolution in die Hosen und restaurierte einen Absolutismus, dem er selbst nicht wirklich gewachsen schien. Dem revolutionären Frankreich wollte er Bedingungen diktieren, die nur zum Krieg führen konnten, das letzte Mittel aller politischen Hilflosigkeit. Nur um das mal klarzustellen: Kriegsrecht erweitert den Handlungsspielraum totalitärer Lackel immer enorm. Aufklärerische Ideen gerieten zu Hoch- und Landesverrat. So fielen Franz Hebenstreit und Andreas Riedel samt ihren Reformideen und Gesinnungsfreunden beim neuen Kaiser in Ungnade. Sie wurden kriminalisiert. Ihr intellektueller Kreis wurde als «Wiener Jakobinismus» verbrämt und verurteilt. Es wurde gefährlich, offen zu sprechen. Wer war ein Spitzel und wer nicht? Vertrauen konnte das Leben kosten: Zwangsarbeit in Festungshaft für Zivilisten, denn die allgemeine Todesstrafe war noch nicht wieder eingeführt. Franz Hebenstreit als Militär drohte allerdings die Todesstrafe. Nichtsdestotrotz hielten er und seine Gesinnungsfreunde bis zu ihrer Verhaftung einen Umschwung für möglich. Aus heutiger Sicht eine sehr naive Vorstellung.

Für das Kaiserhaus stand nur bald fest: Alle Reformer müssen weg. Und zwar in jeder Hinsicht. Ab Juni 1794 war es dann soweit. Insbesondere die Spitzelberichte eines Joseph Vinzenz Degen, der Hebenstreit bei verschiedenen Treffen aushorchen konnte, führten zu einer Verhaftungswelle. Der Denunziant Degen, der später quasi zur Belohnung zum Leiter der österreichischen Staatsdruckerei befördert wurde, entlockte Hebenstreit nicht nur dessen Gesinnung; er brachte diesen auch dazu, von einer Kriegsmaschine zu erzählen, die erfunden und deren Pläne er per Kurier nach Frankreich habe schmuggeln lassen. Dabei soll es sich um eine Art Streitwagen, dessen Räder mit rotierenden Klingen ausgestattet waren, gehandelt haben. Das klingt nun nicht wirklich rasend «neu», doch in den Augen der hypernervösen k.k. Restauration roch sowieso alles außerhalb der Hofburg nach Revolution. Darüber hinaus scheint Degen die erhobenen «Fakten» noch einer ausgiebigen Interpretation unterzogen zu haben, ehe er seine Berichte an Saurau niederschrieb; d.h. nach heutigem historischen Wissensstand lieferte Degen nur solche Informationen, die erwartet wurden, um gegen Hebenstreit und sein Umfeld überhaupt vorgehen zu können. Nach Historikern wie Körner und Franz Josef Schuh, der Hebenstreits «Homo hominibus» 1970 erstmals ins Deutsche übertrug, ist es bis heute nicht so wirklich klar, worauf die Gruppe um Hebenstreit und Riedel wirklich hinauswollte. Schon viel weniger deutlich zeigen sich die Mittel, zu denen sie bereit gewesen wären. Nirgendwo konnten Hinweise auf einen geplanten bewaffneten Aufstand gegen die Monarchie ausgemacht werden. Im Gegenteil arbeitete Riedel an einem Verfassungsentwurf für eine konstitutionelle Monarchie. Eine ersatzlose Abschaffung derselben, wie sie in Frankreich Ende des 18. Jahrhunderts herbeigeführt worden war, schien nicht wirklich angedacht, lediglich eine Stärkung der nicht-adeligen Bevölkerung wurde als Wunsch formuliert. Überhaupt mag zwar Hebenstreit Degen gegenüber anzudeuten versucht haben, dass eine Mehrheit Österreichs hinter ihren Ideen stünde. Nichtsdestotrotz scheint heute außer Zweifel zu stehen, dass mit den ungerechten Urteilen der Jahre 1794–95 nicht tatsächlicher Umsturzwillen und -vorhaben, sondern lediglich eine aufgeklärte Gesinnung im Keim erstickt werden sollte; eine Gesinnung, die zum damaligen Zeitpunkt den engen Kreis von intellektuellen Salons und Freimaurerlogen noch



Was hat Herr Hebenstreit von Streitenfeld denn nun wirklich angestellt?

Foto: ÖNB

gar nicht wirklich verlassen hatte. Das immer wieder herbeizitierte «Volk» dürfte vom Großteil dieser Ideen nichts mitbekommen haben. Wie oben schon gesagt: Hebenstreits «Homo hominibus» war in lateinischen Hexametern verfasst worden, in dem so schöne Sätze stehen wie «pro misero lex nulla viget», will heißen: «für den Armen lebt nie ein Gesetz» (F. J. Schuh). Latein mag damals eine der Amtssprachen gewesen sein, aber der Großteil der Bevölkerung konnte solchen Versen nicht folgen. Die kannte bloß Pamphlete und Lieder wie das «Eipeldauerlied» (siehe rechts), die damals fleißig unters «Volk» gebracht werden konnten; doch mehr als eine Flucht in den Galgenhumor war dies für die meisten kaum. Und ein Auslöser zum Revoltieren sicher nicht.

Angst im Hause Habsburg

Was also hat er denn nun wirklich angestellt, der Herr Hebenstreit von Streitenfeld?

Nun, es scheint, dass er zu laut von einer besseren Welt geträumt hat, zu einer Zeit,

als im Hause Habsburg die Angst umging vor dem Gespenst der guilloutinierenden Franzosen. Und, da es diese in Wien nun einmal nicht gab, mussten sie erfunden werden, die «Wiener Jakobiner», um eine Politik zu legitimieren, die sich soweit verabsolutiert hatte, dass sie eine Strickleiter gebraucht hätten, um sich den Arsch zu wischen. Zum Glück war da ja noch das «Volk», das ihnen diese Arbeit abnahm, ein Leben lang, solange die Herrschaft für gediegene Unterhaltung sorgte:

Hebenstreits Hinrichtung durch den Strang am 8. 1. 1795 vor dem Schottentor sollen an die 90.000 Menschen mitverfolgt haben. So viele passen heute nicht einmal ins Hoppelstadion, nur mal so nebenbei.

Franz Hebenstreit und die übrigen wurden nicht nur verurteilt und bestraft, sondern auch aus der Geschichtsschreibung getilgt. Alle Unterlagen zu den Wiener Jakobinern landeten in Geheimarchiven, die erst nach dem Zusammenbruch der österreichischen Monarchie der Forschung zugänglich wurden. Ausrottung des Wissens durch Zensur.

Jakob Lediger

«Eipeldauerlied»

verfasst von Franz Hebenstreit und Hauptmann Beck

Was denks enk denn, daß gar so schreits
Und alles auf d' Franzosen?
Den Luis haben's köpft – Ja nun mich freuts
Er war schlecht bis in d' Hosen.

Heut hat er'n Volk ein Eid geschworn
Morg'n hat er'n wieder brochen.
D'Freiheit war ihm in d' Augen ein Dorn
S'Volk wollt er unterjochen.

Drum fort mit ihm zur Guillotin
Denn Blut für Blut muß fließen,
Hätt man nur hier so a Maschin,
Müßt's mancher Großkopf büßen.

Schauts nur die Russen Kathel an,
Die enk jetzt ist so heilig
Hat's nicht den Kaiser, ihren Mann,
Abg'setzt und g'mordt abscheulich?

Wann's Volk einmal eam nimmer mag,
So muß er stille sitzen:
Sonst trifft ihn halt der rechte Schlag
Wenn er muß's Blut verspritzen.

'S ist ja das Volk kein Arschpapier
Und darf auf sich wohl denken,
Wer halt nicht lernen will Manier,
Den Lümmel muß man henken.

Schaut's enker Kaiser Kind nur an,
Mit'n Adel tut er's halten.
Der Ludwig hat's halt a so tan,
Drum haben's ihn ja nit g'halten.

Was tun's denn all die Herr'n so groß,
Die ihr so hch tut's heben,
Da spitz'n's halt beim Weiberschöß
Und spiel'n mit enker'n Leben.

So manches gute Mutterkind
Hat elend sterben müssen,
Weil enker Franz, von Hoffart blind,
Will, daß d' Franzosen büßen.

Was gehn ihn denn d' Franzosen an,
Dort hat er nichts zu kehren,
Wär er lieber hier ein rechter Mann
Und hielt enk fein in Ehren.

Enk, das heißt enk, die er nicht kennt,
Enk Trager, Schiffleut, Hauer,
Den, der's Holz hackt, der d'Kohlen brennt,
Den Handwerks'g'selln, den Bauer.

Denn sagt's mir's, ist im ganzen Land
Wer z'finden, der was macht,
Wenn ermit ist mit enk verwandt
Und nit mit enk veracht?

Wer nur a wenk an Titel hat,
und heißt er nur ein Schreiber,
Der zerrt schon beim Vetterndraht,
Als wie ein Bärenreiber.

Drum schlagt die Hundsleut alle tot
Nit langsam wie d' Franzosen,
Sonst machen s'enk noch tausend Not
'S ist nimmer auf sie z'losen.

Aus der Sammlung Wiener Unorte

Ein herzliches Nein zur Perfektion

Klangmäßig liegt das Wort Unorte nahe bei Unordnung. Sind Unorte unordentliche Räume? Das würde erklären, warum Künstlerinnen und Künstler sich in unzählbaren Projekten weltweit den Unorten angenähert haben. Ordentliche, perfekte Räume bieten wenig Impulse für ihre künstlerische Aneignung. Besonders Fotograf_innen waren und sind fasziniert von den Unorten unserer Städte. Der unlängst verstorbene Fotokünstler Lewis Baltz lehrte uns die Erotik der Unorte. Er machte es durch seine Bilder unmöglich, die Schönheit von Parkplätzen zu übersehen. Der US-amerikanische Fotograf der New-Topographics-Bewegung beeinflusste eine ganze Generationen von Künstler_innen. «Dinge», sagte Lewis Baltz, «können schön sein auf Grund visueller Extra-Qualitäten, die lediglich des Auges bedürfen. Was ein Bild erotisieren kann ist eine andere Ebene von Intelligenz, und das ist dann erotisch. Sehen sie sich dagegen an, wie unsexy ein toll gebauter Pornostar aussehen kann.»

Im deutschen Sprachraum sind Frank Berger und Christian Setzepfandt die besessensten Sammler von Unorten ihrer Stadt – Frankfurt am Main. Ihrem unerschöpflichen Vorrat von Unorten fügen sie täglich neue zu. Ihr Zugang ist kein künstlerischer, sondern ein alternativtouristischer. «103 Unorte in Frankfurt» heißt ihr dritter Band «für Freund_innen eines etwas anderen Frankfurts». Der erste Band heißt «101 Unorte», der zweite «102 ...» ...

Die Leichtigkeit, mit der uns der Begriff über die Lippen kommt, suggeriert, dass wir alle genau wissen, was ein Unort ist. Dabei gibt es unzählige Definitionen. Der französische Ethnologe Marc Augé, der den Begriff «non-lieux» erstmals 1994 in die Debatte eingeführt hat, versteht «Unorte» als reine Transiträume ohne menschliche Interaktion. Diese Unorte würden überall in der modernen Gesellschaft entstehen, sagt er. Es sind meist «leere» städtische Räume, denen ihre Eigenschaften als «Ort» im anthropologischen Sinne abgesprochen wird. Augé hat sein Buch «Orte und Nicht-Orte» im Untertitel als «Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit» bezeichnet. Verschiedene Raum-Theorien werden in dem Buch «Unorte» von Matthias Däumer, Annette Gerok-Reiter und Friedemann Kreuder (transcript Verlag) vorgetragen.

So wie der Augustin von seiner Tendenz zur Romantisierung von Benutzer_innen von Unorten (istgleich unordentliche Menschen) nie ganz abrückte, so kann auch die Summe der Unorte-Fotos, die Robert Sommer seit 20 Jahren mit seiner Analogkamera obsessiv sammelt, als Liebeserklärung an die Grauzonen, an die Räume ohne Städtewettbewerb-Relevanz, an die Orte unterhalb der Wahrnehmungsgrenze, an die architekturfreien Zonen, an die Negation der Perfektion verstanden werden.

red





«A Häferl»

Norbert Karvanek tischt auf: Damit mitten im Wohlstandswien die Armen nicht verhungern. Von Uwe Mauch (Text) und Mario Lang (Foto)

Sonntag, kurz vor Mittag. Auffallend viel Traurigkeit in der kurzen Sackgasse in Mariahilf. Und die Schlange der Wartenden, denen ihre Armut sichtbar zusetzt, wird mit jeder Minute länger. Es sind nicht die Frischrasierten, neu Eingekleideten, fein Parfümierten, die im Bürgerbezirk zum gedeckten Tisch eines nett eingerichteten Restaurants streben. Sie haben auch nicht Gusto. Sie haben Hunger.

Punkt zwölf Uhr wird das Gartentor am Ende der Sackgasse geöffnet. Und bis 44 gezählt. Die Armenauspeisung im Keller der evangelischen Kirche von Gumpendorf, besser bekannt unter ihrem Wienerischen Namen «s' Häferl», bietet 44 Essplätze, die im Nu von den ersten 44 Hungerigen belegt werden.

Am Sonntag steht der Häferl-Meister persönlich in der Küche. «Heute gibt's Chili con carne mit ordentlich Erdäpfeln», ruft er nach draußen. Und: «Die Erdäpfel haben uns wieder einmal die Kollegen von der Wiener Tafel vorbeigebracht.»

Wie soll man ihn nennen? «Ich bin jedenfalls kein Sozialarbeiter, ich verstehe mich mehr als Armen-Wirt», erklärt Norbert Karvanek, der auf engstem Raum erstaunlich gut mit den Zutaten und mit den Menschen zurecht kommt. Mit einem Team von Freiwilligen tritt er im Bauch des Gotteshauses an vier Tagen der Woche an, um ein Ausrufezeichen der Nächstenliebe zu setzen.

Armen-Wirt, das klingt realistisch, plausibel. Er selbst hat ebenfalls kein Leben in Saus und Braus hinter sich: Sein Großvater arbeitete tagsüber als Installateur, und abends als Kellner im Café

Adlerhof. Karvanek erzählt, während er all die Töpfe und Köpfe nicht aus den Augen lässt: «Ich bin quasi im Kaffeehaus aufgewachsen. Mein Vater hat sich gleich nach der Geburt geschlichen, meine Mutter hatte viel mit sich selbst zu tun.» Im Kinderheim in Döbling hieß es früh, dass er kein einfaches Kind sei.

Auffallend: Die Menschen bei Tisch werden wie Menschen behandelt und nicht wie Bittsteller abgespeist. «Wir servieren ihnen das Essen», erklärt der Sozialdienstleister, der hier nach einer langen Reise seine Heimat gefunden hat. Er engagiert sich nicht nur fürs Häferl, er gibt auch offen zu: «I bin a Häferl.» Und damit meint er nicht eine Tasse für Heißgetränke, sondern die dialektale Umschreibung für einen Heißsporn.

Er, der Außenseiter aus schwierigen familiären Verhältnissen, der auch in seiner Lehrzeit als Zuckerbäcker nicht glücklich wurde, der zu lange das tun musste, was andere von ihm verlangten, hatte etwas dagegen, «wenn jemand der Ansicht war, er müsse mich noch weiter runterdrücken». Ist schon so, auch in den Sackgassen von Wien finden sich immer wieder Typen, die sich einem plötzlich in den Weg stellen.

Mit 23 der Fehler seines Lebens, für den er heute noch büßt. Der Richterspruch lässt wenig Spielraum für Argumentation: Schwere Körperverletzung mit tödlichem Ausgang. Fünf Jahre Gefängnis! Und dazu ein amtlicher Stempel wie ein Kainmal: Jede noch so harmlose Rauferei sollte nach den ersten Jahren hinter Gittern erneut den Entzug von Freiheit nach sich ziehen.

Norbert Karvanek fand bei den Evangelischen in Gumpendorf seine Heimat

i 40 Lokalmatador_innen – in einem Buch: Dieses Kompendium ist noch im Augustin-Büro und bei Ihrem Ihrer Kolporteur_in erhältlich. Es kostet: € 8,-.



First-in, first-out. So heißt ein Prinzip in der modernen Lagerwirtschaft; so geht das auch in der modernen Armengastronomie. Wer fertig gegessen hat, steht auf, damit der nächste verköstigt werden kann. «Wir würden gerne jeden Tag für die Leute kochen, aber das geht sich finanziell nicht aus», bedauert der Herr im Häferl, während er selbst chilige Teller an den Mann und an die Frau bringt.

Er hat sich langsam ins Leben zurückgearbeitet. Und er ist dabei zum Glück auf Menschen getroffen, die einem in die Augen schauen und nicht alles, was einmal abgestempelt wurde, als gegeben hinnehmen. Der Weg vom Häferl zum Häferl ist auch ein glücklicher. Advent 2002: «Ich habe damals Christbäume verkauft. Ein Freund hat mich ins Häferl mitgenommen, mit dem Hinweis, dass der Kaffee dort billig ist.» Er kam als Gast – und wurde zum Gastgeber.

Die Unvoreingenommenheit der Evangelischen, die ihm nicht nur eine Chance gaben, sondern auch mit immer mehr Verantwortung betrauten, hat ihn beeindruckt. Und so gibt er heute am Mittagstisch von dem zurück, was er selbst empfangen hat.

Nach 14 Uhr weniger Gedränge im Untergeschoß der Gustav-Adolf-Kirche, die vom Ringstraßen-Architekten Theophil Hansen geplant wurde. Doch noch immer schneien Nachzügler herein. Essen, so lange der Vorrat reicht! Gegen 16 Uhr nimmt der letzte, der 357. Hilfesuchende an diesem Sonntag Platz. Armut: Mitten im Wohlstandswien weiterhin ein Thema.

Als Leiter vom Häferl und Küster ist Norbert Karvanek zwölf Stunden bei der Stadtdiakonie und acht Stunden bei der örtlichen Gemeinde angestellt. Dass er weit mehr arbeitet als ihm bezahlt werden kann, stört ihn nicht: «Wir sind ja keine Bank, wir sind eine Kirche.»

Später gesellt sich Athanas, der Altphilologe aus Plovdiv, der neun Sprachen spricht und an den anderen Tagen kocht, hinzu. Norbert Karvanek spricht auch von großer Dankbarkeit: «Dass ich mit diesem weisen, freundlichen Mann arbeiten darf. Menschen wie Athanas sind mein Bonus.» Und dann sagt er: «Ich habe Glück, ich habe nur mit Gleichgesinnten zu tun, und alle tun das, was sie gerne tun.»

Weihnachten in den Alpen



**Weihnachtsmarkt
in den Blumengärten
Hirschstetten**
Wien 22, Quadenstraße 15
**20. November –
21. Dezember 2014**
Donnerstag – Sonntag
sowie Montag, 8. Dezember
jeweils 10–20 Uhr

„Natürlich
Christkindl“
regionale Schmankerl,
BIO-Produkte & Geschenke

www.park.wien.at
Eine Veranstaltung der MA 42 – Wiener Stadtgärten
in Zusammenarbeit mit dem Kulturverein Donaustadt.

**Zugang zum Weihnachtsmarkt auch
über den Nordeingang (Oberfeldgasse):**
Erreichbar mit der Straßenbahnlinie 26 –
Station Spargelfeldstraße, ab U1-Station
Kagraner Platz bzw. U2-Station Hausfeldstraße



– bezahlte Anzeige –

design by message.at, Fotos: Shutterstock

Albertine Sarrazin, Kind der wegsperrenden Institutionen, wird wiederentdeckt

Pochender Knochen, gieriges Herz



Eine ganze Roman als Liebeserklärung: die Autorin Albertine Sarrazin mit dem «echten» Julien

Paris 1964: Eine 27-Jährige erzählt ihre Flucht aus dem Gefängnis und die Holprigkeit ihrer neuen Freiheit in einem preisgekrönten Roman. «Der Astragal» hat Albertine Sarrazin kurzzeitig berühmt gemacht. 50 Jahre nach der ersten Auflage ist er als Neuübersetzung und als Graphic Novel zurück in den Buchhandlungen.

1964, da ist Albertine Sarrazin gerade 27, schreibt sie – in einer Phase der Freiheit vom Gefängnis – ihren ersten Roman, «Der Astragal». «Autobiographisch gefärbt» nennt man das Genre, um nicht zu unterstellen, was man nicht wissen kann – dass es tatsächlich genau so gewesen ist. Sarrazin lernt Simone de Beauvoir kennen, die ihr zur wichtigen Genossin im französischen Literaturbetrieb wird, für die kurze Zeit, die Sarrazin noch lebt, bevor sie 1967 einen – gemessen an ihrem sonstigen Leben – wenig aufregenden und absurd frühen Tod an einer überdosierten Narkose stirbt.

«Der Astragal», 2013 in einer Neuübersetzung von Claudia Steinitz als «Astragalus» erschienen, beschreibt die Flucht einer sehr jungen Frau aus dem Gefängnis (das auch Jugendanstalt oder Erziehungsheim sein könnte) und ihr rasantes Loshumpeln in die selbstgeschaffene Freiheit. Der schmerzende Astragalus, das Sprungbein, ist Knochenbruch und Metapher zugleich. Er wird das permanente Maß ihrer Selbständigkeit sein: Kann ich auftreten, schaff ich das selber, lass ich mich tragen und wohin?, tut es noch weh, ist mein Bein schön oder hässlich, was macht dieser Klump mit

meinem Körpergefühl? Und noch der allerletzte Satz auf der allerletzten Seite misst das Leben an diesem Fuß und seiner Trittfestigkeit.

Sanftes Kratzen an ungeschliffenen Oberflächen

«Dieser französische Bestsellerroman erscheint nunmehr auch in einer aufsehenerregenden Verfilmung», verspricht die Fischer-Taschenbuch-Ausgabe aus den späten 1960ern, die mir die Archivarin im «Stichwort» freundlicher Weise aus dem Regal holt. «Horst Buchholz als Julien», steht darunter in verheißungsvoll großen Lettern – und selbst für eine, die nicht aus jener Generation kommt, die in Horst Buchholz verliebt war, gibt er einen beeindruckenden Julien, einen, der an der Seite einer sehr eigenständigen, sehr kantigen Anne (im Film Marlene Jobert) vorstellbar ist.

Anne springt über die Gefängnismauer, weil sie auf ihre Entlassung nicht mehr warten will. Julien nimmt sie am Motorrad mit in die Freiheit – als hätte Sarrazin die Rolle schon für Buchholz, diesen «Marlon Brande aus Berlin», geschrieben. Die Liebe zwischen Anne und Julien, wie Sarrazin sie erzählt, ist zuvorderst getragen vom Wiedererkennen.

Dass auch Julien die Zigarette in der hohlen Hand hält, dass er den Tag für die Geheimnisse, die Nacht für die Wahrheiten reserviert – das macht ihn zu Annes Gefährten, zu einem, in dem sie sofort und ohne Zweifel die Knasterfahrung liest. Die Erfahrung des Eingesperrtseins ist eine der wenigen, die sie in ihrem jungen Leben überhaupt gemacht hat («Übrigens steckte ich voll von Vorstellungen: Ich war so jung eingesperrt worden, dass ich keine Zeit gehabt hatte, irgendetwas zu sehen.»); und dieses Bewusstsein über die Sozialisation in geschlossenen Einrichtungen macht die Punchline von Sarrazins Roman aus. «Zum ersten Mal spricht eine Frau über ihre Gefängnisse», kommentierte Simone de Beauvoir.

Als der Film 1968 in die französischen Kinos kommt, ist Algerien gerade sechs Jahre formal unabhängig, das «Massaker von Paris» ist knappe sieben Jahre her. Dass diese quasi-Autobiographie eines algerischen Adoptivkindes, das sich nicht unterordnen lernt in der bürgerlichen Welt seiner neuen Eltern, das in jungen Jahren schon dem Staat überantwortet wird, der seine Wunden erst recht nicht zu heilen versteht – dass so eine Produktion an der Oberfläche von einer, die von der Gesellschaft zu einer kleinen Verbrecherin gemacht wird, einer,

die mit Sexarbeit ihr Geld verdient und dabei gar nicht unglücklich ist, die das wirklich solidarische Liebesglück mit einem anderen Ex-Knasti entwickelt, nur sanft kratzen kann, nur holzschnittartig immer knapp daran vorbeierzählen darf, lässt sich produktions- und rezeptionsgeschichtlich leicht nachvollziehen. Und es nimmt dem Film, vor allem wenn man ihn heute sieht, nichts von seinem nachlässigen Charme.

Unverständlich ist hingegen, wieso eine Graphic Novel von 2014 diese Glättung eines durch und durch aufreibenden Lebens noch einmal und noch eins mehr vollzieht. Anne-Caroline Pandolfo und Terkel Risbjerg haben die ganze Arbeit geleistet, «Der Astragal» in Bilder zu fassen; aber es ist dabei nicht so viel mehr rausgekommen, als die Illustration von Worten, die die Vorstellungsräume viel weiter aufzumachen vermochten, als es den Zeichnungen gelingt.

«Fleckiges Dekolleté, geputerte Ehrpusselsei»

Die ganze Holprigkeit des Originals, das seinen Erfolg nicht zuletzt aus der Tatsache schöpft, dass hier einer ungewohnten Klasse Kind zu Wort kommt («Auch nach ihrer Einweisung in die besseren Viertel der literarischen Demimonde», schreibt die «Süddeutsche» bei Erscheinen des Buches über Sarrazin, «zeigte Mademoiselle mehr fleckiges Dekolleté als gepuderte Ehrpusselsei»), verschwindet in den Zeichnungen, die sich über ihre Zweidimensionalität nicht hinausrauen. Eine erstaunlich glatte Anne kommt da zustande, die zwar ständig Gedanken wälzt, aber man weiß nicht so recht, warum, die ständig ihre Meinung ändert, aber vielleicht sind einfach die falschen Stellen rausgekürzt, um ihre Unstetigkeit greifbar zu machen. Völlig unvermutet kommen da Dialoge zustande wie «Wie soll ich mit diesem Fuß jemals zu Rolande kommen?» / «Mach dir keine Sorgen. Zur Not trage ich Dich. ... Ich hätte nicht mit dir schlafen dürfen.» / «Julien, du hast mich nicht vergewaltigt. Außerdem: Was macht das schon?». Ähm ... da fehlt nicht nur Information, da fehlt Stimmung, da fehlt Wissen über die Situation, von der wir ausgehen müssen: die unverfrorenen Gedanken, die Anne sich über ihr sexuelles Begehren macht – und sie ist neunzehn und ganz frisch zurück in der Welt außerhalb der Mauer «hinter der die ganze Gesellschaft zurückgeblieben war» –, die Frage, ob ihre lesbische Liebe nur in der «Not» des Frauengefängnisses entstanden ist, oder ob sie auch in der



Meine neue Freiheit sperrt mich ein und lähmt mich.



Freiheit der rüdigen Großstadt Paris ge-
deiht, in der irgendwo ihre Freundin Rolande lebt. Wir sprechen vom Frankreich der Fünfzigerjahre. Anne kommt nach ihrer Flucht aus dem Gefängnis bei Juliens Mutter und der Familie seiner Schwester unter; sie ist überwältigt von dem Wohlgefühl, dass sie ergreift, als sie in diesem Zuhause ankommt: als wäre es das Haus ihrer Kindheit, einer anderen Kindheit, die sie sich nur rückblickend erwünscht, als trübe Julien sie in ihr rechtmäßiges Kinderzimmer, ein kuscheliges Zimmer, in dem sie sich aufwärmen und ausruhen kann – diese zwei logischsten aller Sehnsüchte. «Ich kannte nur die Grausamkeit der Kindheit. Was also hatte ich hier zu suchen, in dieser lustigen Kinderstube mit ihren kunterbunt herumliegenden Spielsachen und Büchern, der blauen Tapete und dem großen Fenster, das einen grauen Frühlingmorgen rahmte.» Sie greift nach vier Jahren zum ersten Mal wieder – und das heißt, zum ersten Mal als fast erwachsene Frau – nach dem Körper eines Mannes. Diese Aufregung gepaart mit der Selbstsicherheit von einer, die mit viel Größerem schon umgehen musste, wird in Sarrazins Schreibart offenbar. Plump und präzise zugleich, diesen Spagat vollbringen ihre Worte, und das macht ihr so schnell niemand nach.

Sarrazins Anne ist unfähig, mit ihrer Freiheit umzugehen, und sie ist sich darüber vollkommen im Klaren. Sie ist ungelenkt, patschert und dabei hundert Prozent

reflektiert. In der Übersetzung der 1960er Jahre, die selbstredend ein anderes, ein altmodischeres Flair hat als die Neuübersetzung von 2013, klingt das so: «Der Knast hatte mich noch immer in der Zange: Er äußerte sich in meinen Reflexen, den erschrockenen, hinterhältigen und unterwürfigen Bewegungen. Man wäscht sich nicht von heute auf morgen mehrere Jahre genau abgezeichnete Routine und ständige Verstellung ab. Wenn der Korpus davon befreit ist, so wird der Geist, der vorm die einzige Freistatt war, paradoxerweise zum Sklaven der Mechanismen; die Demut, die man heuchelte, wird zur echten Befangenheit; (...) Ich war versucht, Dinge heimlich zu tun; dann erinnerte ich mich plötzlich, dass ich frei war, und ich wurde linkisch und ausfallend.»

Da geistert keinerlei Nostalgie zwischen den Zeilen herum, da wird ein ziemlich hartes Leben ziemlich kompetent geschultert. Das ist ein Werk des working class-Feminismus; und das ist es, was in der Graphic Novel erstaunlicher Weise keinen Wiederhall findet. Was sie aber schon vollbringt, und das soll schlussendlich nicht unterschlagen werden, ist die Ehrung einer Autorin, die zu vergessen ein Schuss ins Knie wäre. Dass Sarrazin nicht nur im Antiquariat, sondern auch in den hell beleuchteten Regalen der Graphic Novel-Abteilungen zu finden ist, das ist dieser ungläublichen Literatin gegenüber mehr als gerecht.

Lisa Bolyos

Ein halbes Jahrhundert liegt zwischen Sarrazins Roman (1964) als Graphic Novel (2014)

Ich war so jung eingesperrt worden, dass ich keine Zeit gehabt hatte, irgendetwas zu sehen



Astragalus, Roman
Hanser 2013, 20,50 Euro

Der Astragal, Graphic Novel
Schreiber & Leser 2014,
23,50 Euro

Ein Filmfestival geht ins Gefängnis

Ein Bruch mit der Isolation

«A World of Prisons?» fragt das Filmfestival «this human world» in einem seiner heurigen Schwerpunkte. Zora Bachmann und Joanna Wilk, die die Programmreihe mitkuratierten, über die Hintergründe dazu und ein Projekt, das Kino in Gefängnisse bringt.

Das Fragezeichen hinter «A World of Prisons?» ist bewusst gesetzt, die Idee von einem kriminellen Drinnen und den Normalbürger_innen draußen sei ein Konstrukt, so Joanna Wilk auf der Pressekonferenz von «this human world 2014». Im Interview führt sie diesen Gedanken weiter aus. Es gebe einerseits die Tendenz, immer mehr Menschen einzusperren, aber auch außerhalb des Gefängnisses sei jede_r Disziplinierungen und Situationen ausgesetzt, sodass man nicht davon ausgehen könne, wirklich frei zu sein. «Ich finde die Umschreibung, dass unsere Freiheit nur eine Freiheit auf Bewährung ist, ganz schön, denn das Gefängnis kann dich jeden Moment einfangen und andererseits befinden wir uns schon jetzt in einer totalen Kontrollgesellschaft.»

Keine Aussicht auf Besserung

Dass Gefängnisse zur Besserung von Delinquent_innen beitragen können, bezweifeln Joanna Wilk und Zora Bachmann, die gemeinsam mit Brigitta Freigassner und Rebekka Simpson den Gefängnis-Schwerpunkt des Filmfestivals kuratiert haben. «Ich glaube nicht, dass Gefängnisse jemals Besserungsanstalten waren» meint Joanna Wilk, und «diese ganze Reformierung dient nur zur Erhaltung dieser Institution.» Menschen in eine Haftanstalt zu stecken und zu erwarten, sie würden nach Verbüßung der Strafzeit geläutert in die Gesellschaft zurückkehren, ist wohl eine unrealistische Annahme. «this human world» bezieht eine eindeutig gefängniskritische Position, die Kuratorinnen möchten die Möglichkeit nutzen, auf dem Festival die Institution Gefängnis auf breiter Ebene zu hinterfragen. Was sich hinter Gittern abspielt, wird sonst nur anlassbezogen und punktuell in der Öffentlichkeit und in

den Medien diskutiert, wenn wieder ein Missstand bekannt wird. Ein «besonders humanes und liebes Gefängnis zu organisieren» sei Augenauswischerei, sagt Zora Bachmann. «Ich habe oft das Gefühl, im öffentlichen Diskurs hat man den Wunsch, eine Person geht ins Gefängnis, denkt nach, kommt drauf, das war ein Fehler, geht raus und ist eine bessere Person.» Das hält sie für unrealistisch, gerade bei Delikten, die jemand begeht, der arm ist. «Man sieht an den Biografien, das sind Menschen mit einem bestimmten Hintergrund, die immer wieder ins Gefängnis kommen bis es eine Laufbahn wird, bis es ihre Normalität wird. Es gibt überhaupt nicht mehr die Möglichkeit daraus auszusteigen.» Wie soll sich also ausgerechnet in einem Gefängnis, das eine gewalttätige Institution ist, jemand bessern?

Neues aus dem Knastkino

Mit dem Thema Gefängnispolitik und Anti-Gefängnis-Bewegung in Kalifornien setzte sich Zora Bachmann in ihrer Diplomarbeit (2009) auseinander. «Darüber habe ich öfter mit Joanna geredet und sie meinte, es wäre spannend etwas darüber zu machen», erzählt sie, der diesjährige Schwerpunkt habe sich «einfach so» ergeben. «Dass diese Justizskandale in Österreich an der Tagesordnung waren, das hat für uns keine Rolle gespielt.» Zu Beginn der Recherche überlegte sich das Kuratorinnenteam thematische Cluster, leider sei es nicht möglich gewesen, zu allen Bereichen passende Filme zu finden. Zum Thema Drogenkonsument_innen, Beschaffungsdelinquenz, Drogenabhängige in Haft seien sie zum Beispiel auf kein gutes Material gestoßen, auch zu Anti-Gefängnis-Kämpfen gab es kaum etwas außer den «uralten Geschichten» über die linke US-Bürgerrechtsaktivistin Angela Davis. Eine der Vorgaben für die Auswahl der Filme ist, dass sie möglichst neu sein sollten und noch nie in Österreich aufgeführt wurden.

Die Kuratorinnen wollten Haftanstalten aus der Innensicht zu zeigen. Wobei: «Es gibt auch die Filme, wo jemand von



FOTO: LOCKED DOWN/HIS HUMAN WORLD

Wie soll Besserung hinter Gittern möglich sein?

Ein besonders humanes und liebes Gefängnis zu organisieren, ist Augenauswischerei

außen kommt und dann die Monster hinter Gittern filmt, das wollten wir nicht», erläutert Zora Bachmann, und Joanna Wilk ergänzt: «Uns war es auch wichtig, dass die Filme Positionen beziehen.» Die Frage sei, welche Position Filmemacher_innen einnehmen: «Die pseudoneutrale ›Ich zeige nur, was da passiert‹-Position, oder eine gefängniskritische Position, von der aus ich sage, dass es überhaupt Gefängnisse gibt, ist nicht ok und gilt es zu hinterfragen.»

Zwischen drinnen und draußen

Wenn dieser Beitrag erscheint, wird «this human world» 2014 schon dem Ende zugehen. Es gibt aber einen Ausblick auf ein neues Projekt, das ab dem kommenden Jahr Kino in Gefängnisse bringen wird. Mit Zähigkeit und Ausdauer ist es «this human world» gelungen, Filmvorführungen für Häftlinge des Frauengefängnisses Schwarzau und der Justizanstalt Favoriten zu vereinbaren. Es sollen aber noch mehr werden, hoffen Zora Bachmann und Joanna Wilk. «Es ist eine Form von Solidarität» und sei wichtig, dafür wolle sie «die Gefängnisadministration so lange quälen, bis sie uns reinlassen», meint Zora Bachmann. Dass sich die Gefängnisse auch damit schmücken könnten – «Schaut wie toll, unsere Gefangenen dürfen sogar Filme von einem Filmfestival anschauen» – könnte auch problematisch sein, räumt Joanna Wilk ein. Aber es sei eine Abwechslung für die Inhaftierten und «ein Bruch mit der Isolation zwischen den Menschen, die draußen sind und denen, die drinnen sind. Das ist mir in dem Fall wichtiger.»

Jenny Legenstein



this human world
International Human
Rights Film Festival
www.thishumanworld.at



Milliarden
sind auf
SinnSuche

brenn
stoff

Nicht im Stich zu lassen.
Sich nicht und andere nicht.
Und nicht im Stich gelassen zu werden.
Das ist die Mindest-Utopie,
ohne die es sich nicht lohnt, Mensch zu sein.

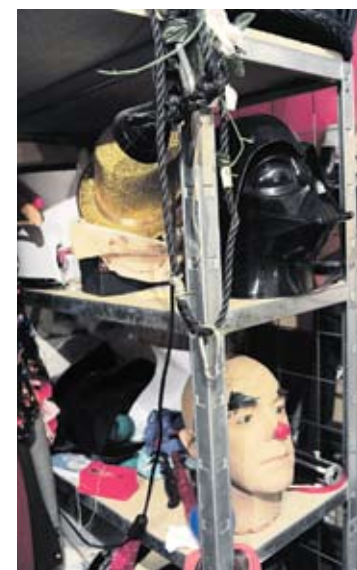
HILDE DOMIN

GEA
Gehen Sitzen Liegen

WALDVIERTLER | SCHUHE | TASCHEN | MÖBEL | MATRATZEN | GEA WIEN | 1010 HIMMELPFORTGASSE 26 (SCHUHE, TASCHEN, MÖBEL & MATRATZEN), 01/5121967 | 1080 LANGE GASSE 24 (SCHUHE & TASCHEN) UND 31 (MÖBEL & MATRATZEN), 01/4083626 | 1070 KIRCHENGASSE 24 (SCHUHE & TASCHEN), 01/5225570 | 1210 AM SPITZ 2 (SCHUHTRAFIK), 01/2700810 | GEA GRAZ | 8010 SACKSTRASSE 36 (SCHUHE UND TASCHEN), 0316/824982 | 8020 GRIESGASSE 4 (NÄHE KUNSTHAUS) (SCHUHE, TASCHEN, MÖBEL & MATRATZEN), 0316/710787 | 29 x IN ÖSTERREICH | 16 x IN DEUTSCHLAND | 1 x DER SCHWEIZ | WWW.GEA.AT



Pete Belcher (ganz links), Hubertus Zorell (links) und Verena Vondrak (links unten), die Hälfte des Clowntheaters, im Gespräch mit dem Augustin: 5 vor 12 oder schon 5 nach?



Tod des Theaters der 6 Direktor_innen im 3. Bezirk? Vertreibung der Narren

Nach Hubsi Kramars 3-Raum-Anatomietheater verschwindet nun auch das zweite Theater in der Beatrixgasse im 3. Bezirk. Ganz so sah es bei Redaktionsschluss dieser Ausgabe aus. Das Theater Olé wird das siebente Jahr seines Bestehens nicht überleben: So will es die Eigentümerin des Eckhauses Beatrixgasse/Baumannstraße; für die Wiener Kulturförderung hat das kleine Kellertheater ohnehin nie existiert.

«Wir haben einen Nachbarn, der in den sechs Jahren noch nie die Straße überquert hat, um unser Theater zu betreten. Richtig, ich rede von Mailath-Pokorny, dem Wiener Kulturstadtrat», ärgert sich Verena Vondrak, Ensemblemitglied. Das sei nicht gerade eine Geste der Wertschätzung, meint sie. Dabei ist das Olé-Kollektiv eine superprofessionelle Clown-Truppe, wie es in Österreich keine zweite gibt, wie sie auch im übrigen Europa recht rar ist. Wer aus dem fernen Rathaus keine Hilfe kriegt, wendet sich an nahe Bezirksamt. Vondrak: «Wir haben den Bezirksvorsteher um Hilfe gebeten. Bezirksgerüchten zufolge soll er sich mehr für Eishockey als für Kunst interessieren. Er beantwortete unseren Hilferuf auch nicht. Aber er hat ja einen Kulturbeauftragten. Der bot uns ein SPÖ-Sektionslokal in einem nahegelegenen Gemeindebau an. Flairmäßig ist ein sozialdemokratischer Sitzungssaal ziemlich exakt das Gegenteil der Kellertheater-Aura, die das Publikum und die Spieler_innen genossen. So, das war die Hilfe des Bezirks».

Das Dilemma des erwachsenen Clowns

«Vielleicht darf der Herr Kulturstadtrat nur Theaterprojekte besuchen, die von seinem Kulturamt offiziell subventioniert werden», ätzt Pete Belcher. Er ist weit davon entfernt, dem Kulturamt eine Bösartigkeit zu unterstellen. Um die Subventionen hätte sich das Theater Olé zum Teil selber gebracht, weil im Team niemand so richtig weiß, wie man da vorzugehen hat, und auch niemand da ist, der gerne bettelt. «Und wir sind auch ein bisschen stolz darauf, dass wir ohne Subventionen über die Runden gekommen sind.» Das Dilemma sei, dass das Theater am liebsten der Geheimtipp bleiben wolle, der er geworden sei, vor allem im letzten Jahr, wo nur über Mundpropaganda der Keller ständig voll

war. «Wenn wir aber Geheimtipp sind – wie sollen uns dann die Politiker_innen kennen?»

Eine etwas seriösere Erklärung für den fehlenden Draht zwischen Beatrixgasse und Kulturbürokratie ist die Macht des Klischees, Clowntheater sei für Kinder gemacht. «Wir haben sechs Jahre gegen dieses Vorurteil angespielt, sagt Pete Belcher. «Natürlich machen wir auch Stücke für Kinder. Aber in den ersten Jahren beschlossen wir, uns bewusst auf Stücke für Erwachsene zu beschränken.» Belcher ist deshalb auch nicht glücklich, wenn Medien besonders hervorheben, dass Theater Olé-Mitglieder bei den Spitalclownsvereinen Rote Nasen oder Klinikclowns ihr Geld verdienen. Ein großes Bild in der Zeitung, das eine Clownin mit roter Nase im Kinderspital zeigt, und schon ist das Klischee wieder ein Stück verbreiteter.

Hubertus Zorell nennt ein anderes Beispiel für «gebildete» Fehlinterpretationen des Clown-Begriffs. Die Wochenzeitung «Falter» hatte getitelt: «Strache,

«Strache, Sie Clown!» – das ist für echte Clowns eine Beleidigung

Strache, Sie Zahntechniker! Replik auf den Artikel «Strache, Sie Clown!» im «Falter», Jänner 2010

Als Veteran im Kampf für eine bessere Zukunft der Clownerie und Ko-Direktor des erstbesten Clowntheaters in Wien, des «Theaters Olé», protestiere ich in aller Form gegen den Faltertitel dieser Woche.

«Strache, Sie Clown!» stellt eine freche Diffamierung und Beleidigung aller im clownesken Bereich arbeitenden Menschen dar. Eine ungeheuerliche Respektlosigkeit! Ich erwarte eine öffentliche Richtigstellung und Entschuldigung von Seiten des Falters für diese niederträchtige Provokation!

Der Clown ist eine Kunstfigur von großer Naivität und Menschlichkeit, von hohem Unterhaltungswert und mit der unabdingbaren Fähigkeit, sich über sich selbst lustig zu machen. Es gibt bestimmt kaum einen anderen Zeitgenossen, der von den genannten clownesken Qualitäten weiter entfernt wäre als H. C. Strache. Warum also ausgerechnet «Strache, Sie Clown!»?

Wenn Sie schon unbedingt provozieren müssen, wie wäre es zum Beispiel mit «Strache, Sie Zahntechniker!»? Viele aufrechte Vertreter dieses durchaus ehrenhaften Berufes würden sich sicher auf die Zähne getreten fühlen, aber das wäre wenigstens näher an der Wahrheit!

Oder «Strache, Sie Journalist!» Da könnten Sie sich über sich selbst lustig machen! Und gerade in puncto Diffamierung anderer Leute gibt es ja offenbar eine gewisse Verwandtschaft zwischen Ihnen und dem H. C.!

Oder warum am Ende nicht «Strache, Sie Politiker!»? Das trauen Sie sich nicht, gel!?

Mit höchst empörten Grüßen
Hubertus Zorell

Sie Clown!» Zorell antwortete sofort mit dem notwendigen Leserbrief. Hier handelte es sich um eine Beleidigung von Clowns. Strache sei geradezu der verkörperte Gegensatz zur Clownheit.

Von kloputzenden und kartenabreißenden Direktor_innen

Unsere Gesprächspartner_innen Hubertus Zorell, Verena Vondrak und Pete Belcher stellen die Hälfte des Ensembles dar – die Hälfte der «sechs Direktor_innen», wie sie sich gerne nennen. Der Titel ist mehr als bloß ein Gag. Die Oléist_innen wollen damit signalisieren, dass sie ein anarchisches Team ohne Chef sind. Was dem Überleben im Theaterbetrieb nicht immer förderlich ist: Wen schließlich soll der Stadtrat, der selber definitiv Chef ist, ansprechen? Den Direktor, der gerade das einzige Klo putzt und den Stadtrat gerne um die Finanzierung eines Zweitklos anschnorren möchte? Oder die Direktorin, die gerade die Karten abreißt? Oder die Direktorin, die gerade eine Requisite repariert?

Vor kurzem waren die Direktor_innen naiver als erlaubt, seufzt Pete Belcher. «Wir haben einen befristeten Vertrag mit der Hauseigentümerin. Einen Drei-Jahres-Vertrag. Zweimal schon ist uns die Verlängerung gewährt worden. Wir Idioten glaubten, dass das so weiter geht. Im Juli wurden wir gekündigt. Gnädigerweise wurde uns ein Aufschub bis zum 31. Dezember gestattet.» Wenn Sie diese Zeilen lesen, ist das Theater der sechs Direktor_innen vielleicht schon Geschichte. Vielleicht aber kommt einmal mehr alles anders als man denkt. Vielleicht gibt's Überraschungen wie in einer der letzten Produktionen im Theater Olé, «Die Miserablen – das Kaasting» (Regie: Verena Vondrak und Hubertus Zorell). Die Idee des Stücks: Wenn die Menschen erst dann anfangen würden, einer Jury vorzusingen, wenn sie es wirklich können, würde es kaum jemand tun. Die Überraschung des Stücks: Das Casting endet, wie noch nie ein Casting geendet hat.

Clowns sind im richtigen Leben depressiv: ein weiteres Clown-Klischee. Die sechs (Noch-?)Direktor_innen des winzigen Kellers der schrägen Künste scheinen auch dieses Bild zu verlächen.

Robert Sommer

Musikarbeiter unterwegs ... in die musikalischen Geschlechterverhältnisse

FEM.POP goes the World!



SRA, das Archiv österreichischer Populärmusik, hat 2014 mit dem Projekt FEM.POP den Anteil von Musikerinnen in seinen Datensätzen analysiert. Mit ernüchternden Ergebnissen.

Die Frau und ich leben viel und reden viel. Wir sehen die Welt durchaus unterschiedlich. Dabei liefert sie – die Welt – fortwährend genug Material, dieses unterschiedlich zu sehen. Manchmal geht es auch ums Grundsätzliche. Wie unlängst. Da brachte die Frau wieder einmal etwas sehr Erstaunliches in Gang. Mit einem Blick auf den Bücherkasten, der hauptsächlich meine Lektüre zu fassen versucht. «Da sind keine 20 Bücher von Schriftstellerinnen dabei.» Erboost begann ich mit einem von der verehrten Elfriede Jelinek ebensolche Bücher aus dem Regal zu ziehen, Sätze wie «Aber nie im Leben!» im Kopf und schon bereit triumphierend: «Siehst Du?» zu sagen, mit einem zufriedenen Blick auf die üppige Ausbeute. Aber nein, es wurden keine zwanzig, selbst mit Leihgaben aus anderen Regalen wäre die Anzahl der Bücher mit Autorinnen-Namen darauf jämmerlich geblieben. Face it – ich lese keine oder kaum Frauen.

Jeder Datensatz ist gleich viel wert

Die in- und außerhäuslich wahrgenommene Musik betreffend mag die Bilanz anders ausfallen. Patti Smith, Siouxsie Sioux, The Slits und closer to home, Soap & Skin, Gustav oder die Releases von Unrecords und Fettkakao fallen mir ad hoc ein. Im Wiener Weltmusikischen spielen Frauen sowieso eine Rolle, die über vokale Behübschung weit hinaus geht. Ich schreibe jetzt nur Alma, Donauwellenreiter, Madame Baheux oder verweise auf die tolle Musikerin Golnar Shahyar und Miki Liebermanns Gitarrenarbeit (you're my guitar-hero!) bei 5/8erl in Ehr'n. Inspiriert (und in Folge hoffentlich inspirierend) die Bestellung von Electric Indigo gemeinsam mit Stefan Trischler zu Co-Kurator_innen des Popfest 2015, nicht zuletzt wegen deren Struktur-Arbeit mit female:pressure – the international database of female djs,



Foto: Mario Lang

musicians, composers, producers and visual artists. Schon scheint Wien wieder anders und 50:50 eine in Reichweite gerückte, längst selbstverständliche (Wunsch) Wirklichkeit. Doch dann wird der schweifende Blick genauer und schon scheitern die Musikarbeiter daran, zugegeben wegen widriger Umstände, zum Jahresabschluss wieder eine Musikerin oder Musikerinnen zu featuren, nachdem zuletzt pragmatischer «Typenüberhang» war. Richard Turkowitsch, «Shitworker» bei SRA, der uns netterweise kurzfristig am Standort des seit über zwei Jahrzehnten existierenden Online und Real-Archivs in der Electric Avenue des Museumsquartiers Einblicke und Auskunft zu FEM.POP gibt, sagt es so: «Die letzten Jahre reichen nicht aus, den Anteil von Musikerinnen in einen sympathischeren Prozentsatz umzuwandeln.» Für die SRA-Betreiber_innen war der Umstand, wie wenige Frauen beim jüngsten Amadeus, den für viele ohnehin obsoleten Austrian Music Award, nominiert waren, der Anstoß ein länger vorbereitetes und diskutiertes Projekt im Rahmen der sonstigen Archivarbeit umzusetzen, die dabei immer noch der Objektivität verpflichtet ist. «Grundsätzlich ist uns natürlich jeder Datensatz gleich viel wert». Pragmatisch kann FEM.POP, durch eine Förderung aus dem KUPF Innovationstopf ermöglicht, als «Schwerpunktsetzung» definiert werden. Eine hochnotwendige. Dann, wenn etwa auf fempop.sra.at in einem Grundsatz-Statement zu lesen ist, dass von 9.768 erfassten Stimmen 1.401 Frauen gehören. Beim Schreiben

FEM.POP: Archivar zeigt dem Ma, die legendäre Astaron-LP



fempop.sra.at
SRA/FEMPOP
quartier 21/MQ
Tel.: 01 526 47 15
office@sra.at

dieses Artikels mache ich mir den «Spaß» und schaue mir an, wie viele Gitarristinnen in Oberösterreich – bei 5.597 erfassten Personen – zu finden sind. Die 20, die als Ergebnis ausgespuckt werden, machen mich schlucken. Den Menschen von SRA ist dabei bewußt, dass ihre eigene Struktur, von «Chefin» Sigrid Dibon abgesehen, fest in Männerhand ist und dass die Arbeit mit und an FEM.POP, wenn überhaupt weiter zu finanzieren, eine lange ist. Als medial einige Spotlights auf das Projekt gerichtet wurden, stieg für zwei, drei Wochen der Anteil von Frauen, die sich in die Datenbank eintrugen oder ihre Musik an das Archiv schickten, jetzt herrscht (!) wieder Normalbetrieb. Gleichzeitig schien kaum jemand überrascht, dass sich das Verhältnis Musiker:Musikerinnen so darstellt, wie es das tut. Den «ersten weiblichen Datensatz» im Archiv können wir leider nicht ausmachen, fest steht, dass zu Punk- und New Wave/Post Punk-Zeiten vermehrt Musikerinnen in Erscheinung traten, in und mit legendären Bands wie A-Gen 53 oder Astaron. Turkowitsch, selber Musiker bei/mit Redhead Army, nennt leicht widerstrebend («ich bin für die Vergangenheit zuständig») einige subjektiv wertgeschätzte aktuelle Musikerinnen wie die Suicidas, Kristy & The Kraks, Aivery oder Just Friends And Lovers, sowie schon erwähnte Labels wie Fettkakao, Totally Wired oder Unrecords. Auch die Wichtigkeit der Arbeit der Girls Rock Camps unterstreicht er. Frei nach Patti Smith: Women have the music power!

Rainer Krispel

Oma, Opa, Enkel unterwegs in Skandinavien – Lisa Weber (hinter der Kamera) auf Urlaubsreise mit ihren Großeltern und ihrem Bruder



Foto: Polverum

Familie unterwegs – ein anderes Roadmovie

Vom Rücksitz aus betrachtet

Das Hotel, quasi das Etappenziel, ist schon in Sicht, eine Umleitung verunmöglicht es dort abzubiegen, wo das Navi sagt und so kreist der PKW mit seinen vier Insass_innen im Straßenlabyrinth einer fremden Stadt. Der Fahrer wird immer ungeduldiger und unmutiger, die Beifahrerin versucht zu helfen, gibt an, in welcher Richtung das Hotel liegt. Das Navi ist gegenteiliger Meinung. Opa am Steuer verliert zunehmend die Orientierung und die Nerven, Oma am Beifahrersitz bleibt gleichmütig. Das Geschwisterpaar am Rücksitz hält sich lieber raus. Eine typische Szene aus Lisa Webers Film «Sitzfleisch», der eine Skandinavienreise dokumentiert, die die Filmemacherin und ihr Bruder Lukas gemeinsam mit den Großeltern unternahmen. Dabei handelt es sich zwar um ein Roadmovie, aber nicht um einen Reisefilm – womit vermutlich die Großeltern gerechnet haben dürften, als Lisa dieses Filmprojekt begann.

So genannte Sehenswürdigkeiten kommen nur als Hintergrund ab und an ins Bild. Subtil, vielleicht sogar unbeabsichtigt, läuft die Infragestellung touristischer

landmarks, dieser willkürlich festgelegten Punkte, die jeder gesehen haben muss und die dennoch nichtssagend sind, als Nebenthema. Hauptthema sind Oma und Opa in ihrer rund 50-jährigen Beziehung aus der Sicht der Enkelkinder, die nicht verstehen können, wie die Großmutter den grantigen, wortkargen Mann an ihrer Seite ertragen kann, wie sie gelassen bleibt, auch wenn er sie scheinbar grundlos anfährt. «Warum lässt du dich nicht scheiden, Oma?», fragt die Enkelin. In Lisas und Lukas' Verständnislosigkeit gegenüber den Älteren wird die Kluft zwischen den Generationen vollkommen sichtbar. Zum Ansehen und Anhören ist das einerseits äußerst amüsant, andererseits auch etwas respektlos und sogar ein bisschen gemein, vor allem gegenüber dem Großvater. Die Oldies aber bleiben letztlich souverän, sie müssen sich nicht rechtfertigen und bleiben gegenüber den Vorwürfen der Youngsters gelassen (auch der Opa).

JL



www.facebook.com/sitzfleischfilm
Ab 19.12. im Kino

Radio Augustin besucht die Malgruppe in der «Gruft»

«Sich das Gift von der Seele malen»

Seit mehr als 25 Jahren ist die «Gruft» Wiens bekannteste Einrichtung für Obdachlose. Ein sicherer Zufluchtsort für Menschen, die auf der Straße stehen und ein temporäres Dach über dem Kopf suchen: 365 Tage im Jahr, rund um die Uhr. Bis zum Vorjahr unter der Mariahilfer Kirche in der namensgebenden «Gruft», einem ehemaligen Pestfriedhof, angesiedelt.

Das Caritas-Betreuungszentrum in der Barnabitenstraße 12a bietet nicht nur warmes Essen (3x täglich, fast 100.000 Portionen jährlich), Platz zum Schlafen (etwa 20.000 Nächtigungen), saubere Kleidung und Hygiene. Seit Jahren gibt es eine eigene Malgruppe, die von Waltraut Lorenz und Robert Jesch betreut wird. Eine wahrlich «unterirdische» Aktion. Blanche und Diana nehmen – neben einigen anderen («wer auch immer mag») – an dieser wöchentlich, donnerstags von 16 bis 18 Uhr, angebotenen Aktivität teil. «Um sich das Gift von der Seele zu malen», sagt Diana.

Aufgrund des steigenden Bedarfs erfolgte 2013 ein oberirdischer Zubau. Mit 450m² Nutzfläche rund um den Pfarrhof und mit Tageslicht. Gutes Licht ist wichtig, auch für die Malgruppe. Ebenso

wichtig, wie die ganz persönliche Überwindung für Blanche und Diana, Gäste der «Gruft». Thema beim Entstehungsprozess der Werke ist oft das konflikthafte Zusammenleben in der stark frequentierten Obdachlosen-Einrichtung. Doch die Rahmenbedingungen passen, wenn die benötigten Mal- und Zeichenutensilien auf den beiden reservierten Tischen bereit stehen. «Garantiert keine Schule des Lebens», für Leiterin Waltraut Lorenz, und schon gar nicht mit zeitlicher Verzögerung.

Künstlerische Artikulation? Beschäftigungstherapie zur Stärkung des Selbstwertgefühls? Eine Möglichkeit, um Obdachlosen beim Ausdruck ihrer Gefühle zu helfen? Jedenfalls trägt es zur Kommunikation bei. Die Umstände sind situationsbedingt beengt. Denn die «Gruft» ist und bleibt eine Obdachlosen-Einrichtung, die kaum Pläne und Perspektiven für Blanche und Diana ermöglicht – so schön kann sich niemand die Zukunft und das Leben ausmalen.

Karl Weidinger



Das Radio Augustin-Hörbild «Die unterirdische Malgruppe» ist nachzuhören unter <http://cba.fro.at/274662>

BIBLIOTICK

Raub & Schund

Passend zum Haft- und Outlaw-Schwerpunkt hier der Softporno unter den Räuberstories: Reiner Laux begeht mit einer Zorromaske und dem Vorsatz, niemals physische Gewalt gegen jemand anderen anzuwenden, 13 erfolgreiche Banküberfälle in Deutschland. Chapeau! Mit dem Geld begleitet er erstmal nur WG-Schulden, später finanziert er sich ein schönes Leben zwischen Deutschland und der Wahlheimat Portugal, wo er dem Tanzen, dem Trinken und einer schier ungläublichen Menge an schier unglücklich schönen Frauen frönt. Darüber hat er, nach siebeneinhalb Jahren Knast, ein Buch geschrieben – publiziert in der nervenzitelmimenden Reihe «Heyne Hardcore».

Recht brav wird die Dreifaltigkeit des wilden Lebens Kapitel für Kapitel abgehandelt: Bankraub, Sex, Rock'n'Roll. Der auf den beigefügten Farbfotos durchaus charmant und spaßig wirkende Dandy Laux lässt seine Bankräuberkarriere Revue passieren. Das ist nett, weil er gar nicht so schlechte Tricks anwendet (allerdings mit ständiger Betonung darauf, dass in den 80er Jahren alles noch viel einfacher war; und von einer Moralinsäure durchsetzt, bei der der Leserin ein bisschen flau und nicht ganz klar wird, ob sie von Laux' Läuterung oder von Heynes Autorenenvertrag herrührt. Nehmen wir der Sympathie halber also Letzteres an.). Interessanter als die ständig sich wiederholende Geschichte mit leicht wechselnder Besetzung (Deutsche Bank, Commerzbank, Stadtparkasse / schwarz umlockte Graciana, heißblütige Jessica, gazellenbeinige Isabel) wird die Erzählung da, wo Laux sich an seine Kindheit und Jugend erinnert, an den Vater, der mit seiner Nazi-Vergangenheit nicht zu brechen gedenkt, an den Bruder, der sich Normierung wünscht und Bankier wird, und an die wenigen, engen Freund_innen, mit denen er selbst seinen Drang nach einer anderen Freiheit teilen kann. Hellhörig wird man auch bei der Beschreibung der Gefängnisse, die Laux letztendlich doch noch beziehen muss – das Presslufthammergeräusch in der Einzelhaft (vgl. das Tagebuch von G. Huss auf Seite 38/39 dieser Ausgabe), die Härte der Hierarchien unter den Häftlingen, die Vereinzelung und die Kraft, die es braucht, durchzuhalten. Durchaus geeignete Winterlektüre für Leser_innen, die insgeheim immer schon Calamity Jane oder Billy the Kid sein wollten und noch viel insgeheimer froh darüber sind, es nicht sein zu müssen.

L.B.



Reiner Laux: Hinter blauen Augen. Bekenntnisse eines aufrechten Bankräubers Heyne 2014, 302 Seiten, 15,50 Euro

«Women In Prison» – Nachbau einer Gefängniszelle von Tony Conrad für den Glaspavillon am Karlsplatz



FOTO: STEPHAN WICKOFF

Dieses Mal als Installationskünstler in Wien: Tony Conrad

Hereinspaziert, die Zellentür ist offen

Das erste Mal sei er 1972 auf Einladung des Film-museums in Wien gewesen, das letzte Mal lud Wien Modern (2008, Anm.). Nun habe ihn die Kunsthalle geholt, erzählt Tony Conrad neben seiner Gefängniszelle stehend. Der 1940 in den USA geborene Künstler ist ein Tausendsassa, der sich in vielen Kunstsparten pudelwohl fühlt. Hier, im Glaspavillon am Karlsplatz – übrigens, Glas sei für ihn ein wichtiges Material – werden Installationsarbeiten rund ums Thema «Durchlässigkeit» – von räumlichen Prozessen ausgehend bis hin ins Absurde – gezeigt. Wie die «Paintings», drei völlig durchsichtige, von der Decke abgehängte und mit Guckloch versehene Glasplatten. Und in diesem Kontext durch ein Loch zu schauen, sei natürlich dumm, so der schmunzelnde Künstler.

Weniger dumm wäre es, den «Grommet Horns» zu lauschen, würde man hineinblasen oder gäbe es Wind im Ausstellungsraum. Zumindest werden Geräusche dieser banalen Instrumente zugespielt. Aus Plastikflaschen bastelte Conrad Sirenen, indem er

Löcher bohrte und Gummitüllen hineinsteckte. Die Flaschen sind nun (Luft)durchlässig und heben die Wertigkeit von innen und außen (vorgeblich) auf. Die «Grommet Horns» bilden eine simple Vorstufe zum Hauptwerk der Schau «Über zwei Ecken», einer Gefängniszelle. Diese Rauminstallation «Women In Prison» zielt aber nicht geradlinig auf eine Kritik des repressiven Ortes Gefängnis, sondern auf die Frage der Transparenz im Sinne einer Blickpolitik: Die Zellentür steht einladend offen, und fiele sie nach dem Betreten ins Schloss – auch kein Problem, denn der Zelle fehlt die Rückwand.

Bereits vor dreißig Jahren baute sich Tony Conrad in sein Atelier eine Gefängniszelle und ließ darin befreundete Künstler in Frauenkleidern stundenlang bei laufender Kamera herumtoben. Eine einstündige Fassung davon wird durch die Gitterstäbe der neuen Zelle am Karlsplatz auf eine Wand projiziert. – Auf ins Häfn-Kino, denn man kann jederzeit flüchten.



Bis 8. März 2015

reisch

Outlaw-Legende Breitwieser singt in der Porzellangasse

«Oh Johnny, geh nie fort von mir...»

«SCHANI BREITWIESER / STARB WIE EIN SCHREI!», anagrammierte uns vor Jahren der Outlaw-Legendenschreiber Jakob Lediger (zuletzt war sein Porträt der Bonnot-Bande in der Augustin Vorstadt zu lesen). Der Schani Breitwieser ist dem Augustin aber – dem Tod zum Trotz – sowas wie ein Schutzheiliger, ein unsterblicher. Darum kommt er in Relation zu anderen, ebenso relevanten Einzelfiguren des klassenkämpferischen Untergrunds, recht oft vor. In dieser Schwerpunkttausgabe hätten wir ihn aber zur Abwechslung wirklich mal außen vor gelassen – wäre uns nicht das Schauspielhaus in die Quere gekommen.

Über Breitwieser wurde schon so viel gesagt, dass es sich beinahe verbietet, seine Biographie noch einmal aufzurollen. Meidlinger Kind der 1890er-Jahre, Deserteur

der k.u.k.-Armee, Einbrecher «aus Not» und aus Klassenbewusstsein, der Tod erreichte ihn filmreif in St. Andrä-Wörtern – so viel muss genügen (und diese eine Frage soll zusätzlich erlaubt sein, wieso es tatsächlich noch keinen Film gibt über ihn). Sein Tascherl kann im Wiener Kriminalmuseum bewundert werden, sein polizeilich abgeleitetes Konterfei im Meidlinger Bezirksmuseum, ein T-Shirt mit seinem berühmtesten Ausspruch «Warum? Aus Not.» in der Wiener «Siebdruckeria» erstanden (ja, der Schani ist längst Merchandising), an der Neuauflage seiner Biographie kann auf der Website www.breitwieserschani.at mitgetippt werden und jetzt gibt es den Schani auch noch singend – nein, nicht als lustig wippende Plastikfigurette, sondern als knapp dreistündige Abendunterhaltung im Wiener Schauspielhaus. Das Buch

dazu, «Johnny Breitwieser», hat Thomas Arzt geschrieben. Dass er Breitwieser nicht zur warmherzigen Identifikationsfigur macht, ist ihm ja zu danken. Aber dass der arme Schani wirklich so ein haptischer Choleriker war, der sich selbst für einen Chicagoer Desperado hält, will die betrübte Rezensentin auch wieder nicht glauben. Die Musik (Jherek Bischoff) ist ein bisschen brechtig und flutscht durchaus, nur fehlt ihr der Witz, und, leider, Brecht minus Humor ist Fremdschämen. Ganz abraten kann man von der Breitwieser-Revue trotzdem nicht, allein wegen des Engelmacher-Monologs seines Bruders Karl (erst nach der Pause); und außerdem – dem Hl. Schani zu Ehren. Amen.

L.B.



Spieltermine:
12., 13., 31. Dezember
2., 20., 21., 31. Jänner
www.schauspielhaus.at

Aufg'legt



SALOONIES

«All The Earth Thrown To The Sky» (7" Vinyl)

www.saloonies.com

Dort wo der Wind pfeift. Irgendwo im letzten Beisl nahe der Vorstadtwüste. Trinkfeste Freunde aus vergangenen Punkrock-Tagen grölen sich den Staub vom Leib. Gesichtet wurden Gerald Waibel (Those Who Survive The Plague), die Brambilla Bande und andere untote Outlaw-Legenden. Eine Gitarre, eine Waschrumpel, ein Vorsänger und ein großartig verwegener Desperado-Chor samt Cowgirl mit Oberlippenbart-Tarnung. In dieser Zusammenstellung unter dem Arbeitstitel Saloonies (ohne «The» voran!) widmen sich die falschen Cowboys dem Todes-Trash-Country. Eine Schnapsidee? Nicht einwandfrei zu verneinen, aber ein Heiden-Spaß, soviel sei versprochen! Drei wunderbare Raubersgeschichten als perfekte Alternative zur unsäglichen Glüh-Punsch-Sause: «It was no good day, this storm made it worse ... ready to drown in dirt.» Auf Vinyl ein Hit, live sicher unschlagbar.



LAOKOONGRUPPE

«Blonde Mädchen Macht und Masse»

(CD/Vinyl)

(Konkord)

www.laokoongruppe.com

Eine haarige Angelegenheit, diese Laokoongruppe, nicht nur bildlich. Karl Schwamberger veröffentlicht seine dritte Projektarbeit und bleibt seinem eigenen Popentwurf zwischen Kunst, Schlager, Blaskapelle und Pathos treu. Die leichte Küche schmeckt anders, die Laokoongruppe schafft den Speck auf die Rippen. Eine Festplatte voller Samples aus allen Musikküchen. Darüber eine auf Dauer durchaus penetrante Sing-Sprech-Stimme. Gefälligkeit ist auch nicht im Blickwinkel des Erfinders, Diskurspop eben. Alles inklusive eine unverwechselbare Zusammenstellung. Bei den vorgestellten Wortkaskaden ist die inhaltliche Verständlichkeit nicht oberstes Gebot. Man kann sich's leicht machen und sich über Kombinationen wie «... du musst zur Heiterkeit finden / vergiss nicht zu tanzen, Mann / du musst den Ernst überwinden ...» einfach nur freuen oder die Wortreihen auf Aussagen destillieren im Sinne von «... hey, macht doch nichts, wenn die sich irren / ich habe eh nichts zu verlieren / ich kann das eh noch editieren ...». Popmusik darf wieder spannend sein. (16.12. live @ Radiokulturhaus)

lama

landein
sagte Mama Afrika
reumich

eisaus
gehnichtwegvonmir
zäunich

südherz
enkel aus mein Gambia
treumich

mehrwärts
sehn mich nach dir Mama Afrika
scheumich

sandum
will zurück zu deinem kind
streunich

leidauf
der lächelnden küste
bäumich

mayday
daymay
Mama?

mann über bord
bann über MORD
will zurück

das boot ißt voll
das voot ißt boll
in dein bauch

frauen und kinder zuerst
krauen und finder zuerst
kein bock mehr

rette sich wer kann
kette sich wer rann
auf diese welt

save our souls
soul our safes
es gibt KEINE LIEBE M E E R

lata kaṭi di ma/ṭaan/ni
dahdahdah dididiṭ dahdahdah

- - - U U U - - -

Michael Tannenbach (Lyriker) / David Jarju (Künstler/Asylwerber)

Ein Häftlingstagebuch als Versuch, sich vor Zermürbung zu retten (1)

Durch die Klappe kommt nie – Hanf!

Eine infolge des Häfen-Stigmas schwer integrierbare Schicht wirkt in mancherlei Hinsicht systemstabilisierend, allein schon wegen der Sündenbock-Funktion. Sind deshalb die österreichischen Gefängnisse so übervoll? Das Cannabis-Verbot wäre dann ein geradezu geniales Instrument zur ständigen Herstellung eines «Ran-des». Es ist zu hoffen, dass man sich in zehn Jahren nicht mehr vorstellen kann, wegen 75 Deka Hanf so sehr aus dem Leben gerissen zu werden wie Georg Huss, dessen Eisenstädter Gefängnistagebuch wir in mehreren Folgen veröffentlichen.

Ich mache mir Gedanken über die Tristesse hier – und wie ich damit umgehe. Dein (gemeint ist die Autorin des untenstehenden Textes, d. Red.) Brief ist gerade angekommen. Könntest aber auch ein Datum drauf schreiben ... Na ja, die letzten Tage habe ich dir fast täglich einen Brief geschrieben ... Für mich ist es nicht so leicht, diese Tristesse in meinen Briefen aufzuarbeiten. Dafür müsste ich meinen Fokus ändern oder aus deiner Perspektive schreiben. Das hier ist Tristesse, aber wie soll ich das jemandem

beschreiben, der das noch nicht erlebt hat? Das geht einfach nicht! Das System hier ist so ausgelegt, dass es dich psychisch kaputt macht. U-Haft arbeitet ja auf Geständnis bzw. Resignation hin ... Nicht mit mir! Mein Herz hängt nicht an materiellen Dingen, also kann mir keiner was wegnehmen.

Hab gerade Post von Herrn Stummer (Langzeithäftling in Freiheit, bezeichnet sich selbst als «Einbrecherkönig», ist publizistisch tätig; d. Red.) bekommen mit seinem Buch – und nun wurde mir vom Stockbeamten mitgeteilt, dass ich meine Briefe wieder offen abgeben soll! Ist mir auch recht. Ich habe ja nix zu verbergen, außerdem könnte er meine Briefe ja im Internet nachlesen, wenn sie ihn wirklich interessieren. Irgendwie verändert das doch ein wenig meine Art zu schreiben.

Wieder zur Tristesse ... Bei mir läuft das alles etwas anders: Soll ich jetzt 23 Stunden am Tag da sitzen, jammern und mich voll in diese Isolation reinsteigern? Ganz im Gegenteil, nein, so gegenteilig ist es auch wieder nicht. Ich nutze die Gelegenheit, um mit euch «draußen» zu kommunizieren. Ich habe Zeit zum Denken. Du siehst ja, worauf ich mein Denken gerichtet habe: Wie setzte ich hier Verbesserungen durch?

O.k., es ist total beschissen, nur zwei Telefonate führen zu dürfen. Dadurch sind klarerweise die beiden Telefonate etwas ganz besonderes und ich freu mich immer total drauf. Wenn ich, wie letzte Woche, den Herrn Stummer anrufe, ist das wohl überlegt; dieses Telefonat ist mir tausendmal mehr wert als ein Handy in meiner Tasche.

Alles hier dauert ewig. Warten, warten, das kann schon zermürben, aber was soll ich dagegen machen? Soll ich mich den ganzen Tag ärgern oder die Beamten angiften? Ich will niemanden wegen solcher «Kleinigkeiten» ärgern, ich lerne lieber, mich in Geduld zu üben. Es gibt in den beschissensten Situationen etwas Gutes – und das suche ich! Der heutige Tag zum Beispiel: Eigentlich sollten mich heute die Zeugen Jehovas und die Psychologin besuchen. Ich habe mich schon gefreut auf diese Abwechslung, «schön» angezogen, habe mich rasiert, habe mir schon Gedanken über die Gespräche gemacht. Es wäre doch ein schöner Tag für mich geworden! Niemand kam.

Diese Tristesse, die Gängeleien, das Eingesperrt sein, die Isolation und vieles mehr, was so zermürbt, kann ich als «Zuseher» beschreiben. Ich lass' das nicht zu,

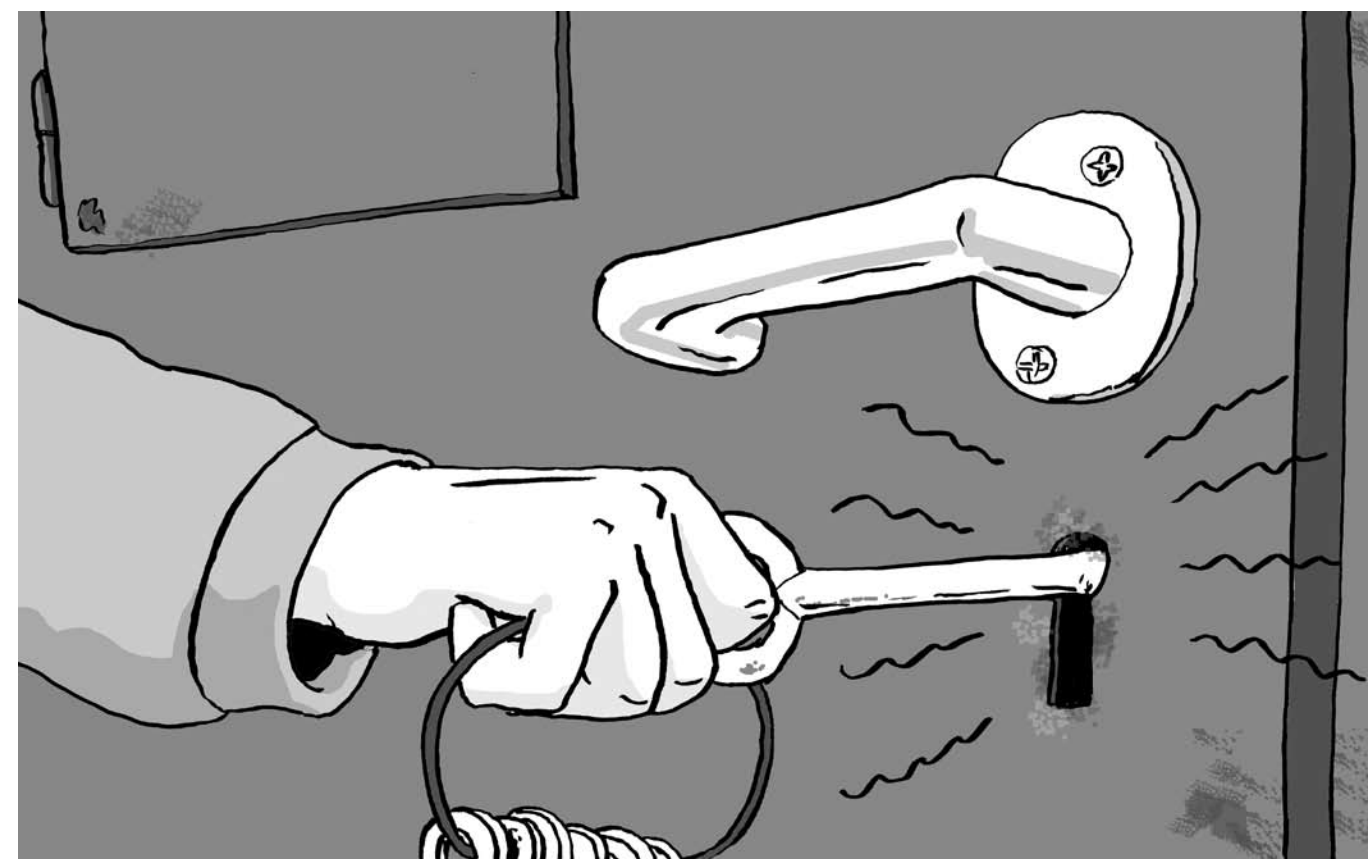
Ein Freigeist, der Cannabis liebt

Georg Huss aus Deutschland ist ein klassischer Weltenbummler. Sieben Jahre lebte er in Paraguay, scherte Schafe und sanierte Häuser. Als seine Frau schwanger wurde, kehrt er nach Deutschland zurück, findet sich aber in Europa nicht mehr zurecht. Der Freigeist, der Cannabis liebt, beginnt es auch zu züchten. Es kommt wie es kommen musste. Zweimal vorbestraft in Deutschland wegen Handel, insgesamt vier Jahre Haft. Bei einem Hafturlaub gelingt im die Flucht. Mit Rad und Campingequipment flieht er über Italien nach Griechenland. Ein Jahr radelt er quer durch Griechenland – siedelt sich aber schlussendlich in Slowenien an und baut sich dort eine neue Existenz auf. Ein Besuch bei Freunden in Österreich wird ihm zum Verhängnis.

Georg Huss wird im Oktober 2013 in Eisenstadt mit einer geringen Menge Cannabis verhaftet und erneut zu vier Jahren Haft verurteilt. In der Untersuchungshaft in Eisenstadt lernt er Österreich von seiner «schönsten» Seite kennen. Konkret: 23 Stunden Einzelhaft und den ganzen Tag Presslufthammerlärm im Ohr, da die Justizanstalt gerade umgebaut wird. Das Übrige beschreibt er im ersten Teil des Tagebuchs. Das hohe Strafausmaß – gerade einmal 750 Gramm Cannabis im ungeernteten Zustand werden dem Deutschen vorgeworfen – und unmenschliche Haftbedingungen lassen Georg Huss den Entschluss fassen, die Nahrungsaufnahme zu verweigern. Am 23 Juni 2014 beginnt der U-Häftling seinen Hungerstreik. Über NGO's und Freunde

versucht Georg Huss sich Gehör zu verschaffen; zwei Tageszeitungen greifen die Geschichte auf.

Die Anstaltsleitung reagiert prompt und versucht den jungen Mann, in einer «Nacht und Nebel»-Aktion zu verlegen. Er droht, nun auch nichts mehr zu trinken. Die Verlegung wird deshalb doch nicht durchgeführt. Georg Huss beginnt mit seinen Tagebuchaufzeichnungen. Er will nicht nur für sich Verbesserungen. Sein großes Anliegen ist, einen Beitrag zur allgemeinen Wahrnehmung der Haftbedingungen in der österreichischen Untersuchungshaft zu leisten. Georg Huss träumt von einer Gefangenengewerkschaft. Inzwischen wurde er von Eisenstadt nach St. Pölten verlegt. *Mona Lang*



Ein langer Schlüssel wird in das Schloss unserer Stahltür gerammt – das ist schon ziemlich laut!

dass mich das zermürbt oder auch nur ärgert. Wenn mir so ein Beamter die Tür vor der Nase freudestrahlend «zusperrt» (weil er dazu die Macht hat), tut er mir bloß leid, weil er nötig hat, sich so zu produzieren. Ich mach' diesem Zwängler nicht die Freude, dass ich mich «gifte» – das würde doch bloß mir schaden. Die Machtlosigkeit des Häftlings und das immerwährende Warten ist so schrecklich, dass sich das draußen keiner vorstellen, aber im Grunde ist es nur schrecklich für den, der sich zermürben lässt.

Knastatmosphäre

Hi hi hi, so vergehen meine Tage. Ich beschäftige mich jetzt fast vier Stunden mit diesem Brief. Ist ja schon eine Tagebuchseite ... Um 4 Uhr bin ich aufgewacht und habe zwei Briefe abgeschrieben. Um 6 Uhr 30 gab's unser Frühstück (besteht aus Trockenbrot), durch die Kostklappe gereicht. Bis 7 Uhr 30 kannst du «kuscheln», bis zum «Bettwäschetausch», bis zur Müll- und Postabgabe. Von 8 bis 9 Uhr – das ist die Veranschaulichung meiner Einsamkeit. Ich latsch' da ziemlich alleine rum, keiner

spricht Deutsch. Körperlich geht's mir auch nicht gut. Wieder oben in der Zelle, bin ich gleich eingeschlafen, bis um 12 Uhr 30 die Tür fürs Mittagessen aufging.

Ich beschreibe kurz, wie die Tür hier aufgeht: Ein langer Schlüssel wird in das Schloss unserer Stahltür gerammt – das ist schon ziemlich laut! Dann wird ein Riegel umgelegt, was noch besser zu hören ist. Schon wird die Tür aufgerissen. Nur die tiefsten Schläfer hören das nicht. Derselbe Lärm kommt von den anderen Türen. Das Konzert der aufgerissenen Türen trägt bei zur schönen «Knastatmosphäre». Mir jedenfalls geht dieses Geräusch durch Mark und Bein. Das drückt selbst meine Psyche nieder. In dem Moment, in dem ich das so niederschreibe, fühle ich, wie ich ausgesperrt werde, und meine Zukunftserwartungen verdüstern sich.

Kurze Erklärung, wie ich mit so einer «Folter» (wem das zu übertrieben erscheint: Nicht Folter, sondern etwas, das höchst unangenehme Gefühle hervorruft) umgehe. Ich «analysiere» meine Reaktionen und versuche, solche Sachen bewusst wahrzunehmen. Na ja, ich hab das auch in Massage- oder Körpersprache- Seminaren

gelernt. Ich war schon als Gastronom in den Genuss solcher Schulungen gekommen. Da müssten wir uns mal unterhalten. Ich kann dir das alles ziemlich genau erklären, welche Gefühle das hier hervorruft. Aber mich betrifft das nicht wirklich. Wenn du weißt, was dir Angst macht, macht es keine Angst mehr. Ja, und diese Kleinigkeiten alle zu beschreiben, füllt Seiten, und ich kann das nur «analytisch» beschreiben ...

Verstehst du, ich beschäftige mich nicht mit diesen Kleinigkeiten, aber ich könnte dir fast eine Doktor-Arbeit dazu schreiben. Bin bei 12 Uhr 30 stehen geblieben. Ich vergaß: 9 bis 9 Uhr 30 duschen. Es gab Essen (einer Beschreibung nicht wert). Deinen Brief habe ich um 16 Uhr bekommen. Da ging kurz die Kostklappe auf – mit ähnlicher Geräuschbegleitung wie bei den Türen. Inzwischen ist es schon 19 Uhr. «Burgenland heute» läuft gerade. Der Rest des Tages wird in etwa so ablaufen: TV, dösen, denken, Briefe schreiben – muss noch den Brief für einen Freund weiter schreiben und hoffentlich bald schlafen.

*Georg Huss, Justizanstalt Eisenstadt
(wird fortgesetzt)*

Schlaf des Gerechten

Ich werde sie bauen
eine Telefonzelle im Nirgendwo
um niemanden anzurufen
kein Gespräch zu führen
um nichts sagen zu müssen
und um Alleinsein zu können
mir nicht mehr das Joch der Gesellschaft
umlegen lassen
um im Kollektiv der Dummheit
zu dienen
kreativ meinen Geist im Nirgendwo
herumgleiten zu lassen
wie Wolken an einem Sommertag.
Über Normen und Konventionen lächeln
wenn ich Zeit dafür opfern will
die Sterne so lange zählen
bis ich ihre Zahl weiß
aus Finanzbescheiden Origamiflugzeuge bauen
um sie in die Unendlichkeit zu entlassen
und mich in einem Luftballon
aus Melonenkernen zurückzuziehen
um den Schlaf des Gerechten zu schlafen

Im Land daneben, nebenan

Dort im Land daneben
nebenan
wo der Tunnel «Leben»
sich im Glanz der Liebe leicht erhellt
und das Schwarz der Dummheit
wieder Dunkelheit zur Oberhand verhilft
da sie mehr vorhanden als das Wahre
und was zählt.

Unzulänglichkeit dumpf befriedigt
grölend, speicheltriefend
Dummheit ist was zählt
um der Masse Herr zu werden
nur die Kraft Dir raubt
denn die Dummheit lebt im Land
Im Land daneben
nebenan.

Wo der Tunnel nicht erhellt und es keine Liebe gibt
die Dir die Dunkelheit erhellt
und die Dummheit triefend eben
zu der Gier sich schnell gesellt kann es keine Liebe geben
die dem Tunnel Glanz verleiht
und der Glanz der Liebe
Illusion ist und zerfällt.

Dort im Land
im Land daneben
wo die Gier und Dummheit lebt
nebenan.

Gedanken

Es schwirren Gedanken mir im Kopf
ich könnt' sie fangen oder nicht
den einen oder anderen fang' ich vielleicht
mir ein
dann bin ich nicht mehr so allein.

Ich könnt' ihn wälzen, drehen, nochmals
denken
und in alle Bahnen lenken
ihn niederschreiben, auch erzählen
mit ihm mich freuen oder quälen.

Ihn auch verwerfen, wieder fangen
mich mit ihm freuen oder bangen
doch könnt' ich eines auch noch tun
ihn gar nicht denken.

Ihr werdet lachen
das werd' ich machen.

Johann Peter Preiss

Johann Peter Preiss verbüßt eine langjährige
Haftstrafe in der Justizanstalt Stein

TONIS BILDERLEBEN



Aus der KulturPassage

«Im Keller» ... die Tiefen der österreichischen Seele

Nachdem ich im Fernsehen in einem Interview mit Ulrich Seidl gehört habe, dass Menschen in ihrem natürlichen Verhalten gefilmt werden, also eine Dokumentation ohne Regieanweisungen, stellte das einen besonderen Reiz für mich dar. Am Donnerstag hatte ich die Gelegenheit, seinen Film «Im Keller» im Filmhauskino gratis mittels Kulturpass sehen zu dürfen. Das Filmhauskino gehört zum Stadtkino und ist deshalb auch bei der Aktion «Hunger auf Kunst und Kultur» mit dabei. In meiner Neugierde auf diesen Film habe ich mir vorgenommen, kein Urteil über all die dort gezeigten Menschen abzugeben. Auch Ulrich Seidl bezieht keinerlei Stellung und zeigt uns nur die Tiefen der österreichischen Seele. Diese äußerst interessante Art des Dokumentarfilmes hat mich zu dem Vorhaben veranlasst, neutral zu bleiben. Sehr bald wurde mir klar, wie schwierig dieses Unterfangen ist. Viel zu schnell findet eine eigene Meinungsbildung statt und man ist über die Realität so erschüttert, dass man doch so etwas wie eine Wertung aufstellt. Leider, muss ich dazu sagen, normalerweise halte ich nichts von Vorurteilen und schaue vor einer Beurteilung hinter die Kulissen. Ich will deshalb in diesem Artikel probieren, meine eigene Meinung kundzutun ohne dabei ein Urteil über die Protagonisten abzugeben. Besonders interessiert hat mich natürlich jene Szene, welche in allen Medien war und zur Suspendierung eines Akteurs als Gemeinderat wegen Wiederbetätigung geführt hat. Natürlich ist für mich nachvollziehbar, dass jemand, der sich mit Gleichgesinnten unter Hakenkreuzen und anderen NSDAP-Symbolen zum «gemütlichen Zusammensein» trifft, nichts im Gemeinderat eines Dorfes zu suchen hat. Der Film zeigt aber, dass viele andere Menschen sehr mit dem rechten Gedankengut sympathisieren und ich bin mir nicht einmal sicher, ob sie sich scheuen würden, sich dazu zu bekennen. In vielen Aussagen klingt ein wenig durch, dass ein kleiner Führer diesem Land gut tun würde. So zeigt uns ein passionierter Jäger voll enormem Stolz, dass alle hier ausgestopften Tiere, wenn auch noch so exotisch, selbst geschossen und verzehrt wurden. Einzige Ausnahme ist ein Pavian. Nach dem Motto, wer isst schon einen Pavian, aber falls ein Treiber erlegt wird, warum nicht. Aber das sind reine Spekulationen und stellen natürlich eine Wertigkeit auf, bitte entschuldigen Sie.

Ob dieser Be- bzw. Verurteilung möchte ich über die Liebe schreiben. Ziemlich viel wird über ausgefallene sexuelle Wünsche und Praktiken gesprochen und auch gezeigt. Für die meisten ist der Schmerzfaktor enorm wichtig. Wirklich gefühlvoll über Liebe wird nur in Bezug auf Tiere gesprochen und diesen Haustieren kommt auch gelebte Zärtlichkeit zu. Aus diesen Tierhalter_innen spricht viel Verbitterung und Einsamkeit. Auch in einer folgenden Aufnahme ist grenzenlose Einsamkeit zu spüren, obwohl es sich bei den Hauptdarstellern um ein altes Ehepaar handelt. In einem vereinsamten Partykeller erinnern sie sich sehnsüchtig an frühere Partys und rauschende Feste mit

Die Aktion «Hunger auf Kunst & Kultur» ermöglicht Menschen, die finanziell weniger gut gestellt sind, mittels Kulturpass Kulturveranstaltungen und Kultureinrichtungen bei freiem Eintritt zu besuchen.

www.hungeraufkunstundkultur.at



Foto: Stadtkino Flawobühne

«Im Keller»: Waschküche, Partykeller, Schießstand oder SM-Studio und vieles mehr

Freunden. Vereinsamt ist sicher nicht nur der Keller, nebeneinander, nicht miteinander lebt dieses Ehepaar in Erinnerungen. Eine andere Frau schenkt ihre ganze Liebe einer äußerst lebensechten Puppe, die in einem Karton im Keller versteckt ist. Liebevoll nimmt sie ihr «Baby» aus der Schachtel und liebkost es mit den Worten: «Schatzilein, Puppilein.» Ganz Österreich war schockiert über den Fall Fritzl, selbstverständlich zu Recht. Nachdenklich machen mich aber auch die Sehnsüchte und Verhaltensweisen von sehr vielen Menschen. Wenn ich mich schon wieder dabei ertappe, mir ein Urteil zu bilden, macht mir dieses Gedankengut sogar Angst.

Wenn Sie, verehrte Leser_innen, Interesse an den Untiefen der österreichischen Seele und den Mut haben, der Realität ins Auge zu blicken, dann kann ich Ihnen diesen Film sehr empfehlen.

Rudi Lehner



«Im Keller»
Dokumentarfilm von Ulrich Seidl,
Österreich 2014

Filmhaus Kino am Spittelberg
Spittelberggasse 3
1070 Wien
www.stadtkinowien.at

Falsche Freunde

Es gibt die Falschen, diese Kriecher,
sie haben stets den richt'gen Riecher,
wo sie sich was erschleichen können.
Man könnte «Falschheit» es benennen,
jedoch – es gibt kein «falsch», kein «richtig».

Nun ist es mir natürlich wichtig,
diese Menschen so zu nennen,
dass man trotzdem kann erkennen
den Charakter. Mir fällt ein:
Es könnten «Schattenmenschen» sein.
Sie nützen deinen Schatten aus
solang' es sonnig ist, dein Haus.

Stehst du nicht mehr im Sonnenlicht,
dann gibt es deinen Schatten nicht.

Hannelore Nesiba

Die Abenteuer des Herrn Hüseyin (24)

Keiner wollte nach Wien

Hüseyin ist seit langem in Wien. Die meisten seiner Generation sind in Deutschland gelandet. Eigentlich wollte keiner nach Wien kommen. Genauso wie viele der ersten Gastarbeiter. Sie wollten alle nach Deutschland. Wer es nicht geschafft hat über die Anwerbestellen nach Germanistan zu gelangen (die meisten, die es dorthin geschafft haben, waren qualifizierter), bekam die Chance, nach Österreich zu kommen. Viele, die nach Österreich kamen, sind über Österreich wiederum nach Deutschland gegangen. Unser Hüseyin ist in Wien geblieben. Zwanzig Jahre lang fuhr er von Himberg über die Busstation Südtiroler Platz, mit der S-Bahn bis zum Prater, dann zu Fuß durch Wurstelprater – wie in den Zeiten der Monarchie stolzierend – zum Tanzsalon Oberbayern. Ob es der Baufirma, bei der er beschäftigt war, bewusst war, dass er für die anderen Türken und Kurden eine Integrationsfigur war, ist offen.

Nach Deutschland wollte er nicht. Er liebte die Hochkultur Wiens. Walzer, Johann Strauss, Mozart und die Mozart-Kugeln. Dreiviertel- und Viertiertel-Rhythmen hielten unseren Hüseyin in Wien in Stimmung. Die Ruhe der Straßen und Gasen, auf denen er sich, den Rhythmus vor sich hin murmelnd, bewegt, gibt ihm das

Gefühl der Heimat. Vor kurzem fuhr er nach Deutschland, um seinen krebskranken Großneffen zu besuchen. Dann bekommt er auch noch eine Hochzeits-Einladung von seinem Cousin, den er seit langem nicht gesehen hat. Die meisten Hochzeitgäste sind aus seinem Dorf und aus den Nachbardörfern in Kurdistan. Die Freude ist groß. Viele von denen, mit denen unser Hüseyin seine Kindheit verbracht hat, sind schon ältere Herrn. Zwar schaut sich Hüseyin auch jeden Tag im Spiegel an, aber er merkt diese Veränderungen nicht so stark, wie in diesen Momenten, als er seine Freunde auf dem Hochzeitsfest sieht. Man fragt sich wenig über die Jetztzeit. Es wird über das früher Erlebte im Dorf gesprochen. Sehr viele Geschichten, die neu aufgetischt werden. Die Live-Musik ist sehr laut. Viele der Frauen waren vorher beim Friseur. Der Auftritt der Frauen ist, ähnlich wie auf einer Filmgala. Am Anfang hat man auf den Tischen übliche nicht-alkoholische Getränke. Nachdem man die Hauptspeise zu sich genommen hat, wachsen auf den Tischen Whisky und Raki. Es darf getrunken werden. Meistens trinken die Männer. Die Frauen trinken wenig. In der Nacht fährt jeder in eine andere deutsche Stadt.

Das Treffen der Dorfleute ist für den Hüseyin zu kurz.

Ein bitterer Nachgeschmack bleibt. Das Sichverabschieden ist traurig. Hüseyin denkt sich, die nächste Zusammenkunft wird lang dauern. Ihm wird angeboten bei einem im Ruhrgebiet Wohnenden zu übernachten. Aber er muss sich mit seinem Freund, dessen Kindern und dessen polnische Frau in Richtung Frankfurt begeben. Durch die nebelige Nacht fahren sie drei Stunden lang. Nach ein paar Stunden Schlaf wird er zum Flughafen Frankfurt gebracht. Der Abschied ist melancholisch. Es wird lange Zeit vergehen, bis sie sich wieder treffen werden. Zwar haben die Freunde die Möglichkeiten über die neuen Kommunikationsmöglichkeiten zu kommunizieren, aber jeder wird seinen eigenen Weg im Leben gehen. Ihr Traum ist im Dorf ein Haus aus Stein zu bauen. Herr Hüseyin darf jedes Jahr ins Dorf fahren, sein Freund darf aus politischen Gründen seit 25 Jahren die Türkei nicht betreten.

Herr Hüseyin freut sich auf das kleine Land Österreich. Obwohl gar nicht groß, aber trotzdem so wichtig! Der Hüseyin nimmt alles sehr ernst in seiner neuen Heimat, die von weitem sehr klein ausschaut. Der Punsch ist heuer sehr süß.

Frohe Weihnachten wünscht Ihnen Ihr Hüseyin!

Mehmet Emir



Warum im Stall bei der Krippe kein Hund zu sehen ist

Vor langer Zeit, als Maria und Josef nach Bethlehem mussten, um sich nach Anweisung der Römer dort registrieren zu lassen, fanden sie müde und hungrig nur einen Stall, um dort auszuruhen. In dem Stall, so wissen wir, standen ein Ochs und ein Esel. Manchmal wird auch von einigen Schafen berichtet.

Dort, in der Kälte der Nacht, kam das Jesuskind zur Welt.

Es war eisig und der Wind pffte durch die Ritzen der Wand. Maria wickelte das Kleine in Tücher und legte es in das warme Heu. Wie es in einem Stall so ist, gibt es auch dort Plagegeister.

Ein kleiner Floh wollte auch das Kindlein kennen lernen und schwuppdwupp sprang er vom Esel in die Krippe, in der das Neugeborene lag. Übermütig turnte der kleine Floh auf dem Knaben herum, schlug Purzelbäume vor Freude und kitzelte ihn. Eine Zeit lang fand das Jesuskind die Sache lustig, quietschte und lachte, weil ihn der Floh so sehr kitzelte.

Gerade da traten die Hirten in den Stall, brachten dem Kind ein warmes Lammfell als Unterlage und Maria und Josef einen gelben, runden Käselaiab als Geschenk mit. Gemeinsam mit ihnen drängte sich auch ein zotteliger, brauner Hund in den Stall. Der Hund merkte sofort, dass das Kind nicht mehr aus purem Vergnügen krähte. Deshalb gab er ein heftiges Knurren von sich. In der Tiersprache hieß das: „Komm sofort zu mir und lass das Gotteskind gefälligst in Ruhe!“

Artig flüsterte der Floh dem Knaben noch etwas Nettes in Ohr und verliebte ihn dann, ohne, dass die anwesenden Menschen etwas davon verstanden haben und sprang dem braunen Hund in sein zotteliges Fell.

Weil der Hund aber wusste, dass Maria an kalten Füßen litt, schnüffelte er zuerst ein wenig herum und legte sich dann der jungen Mutter unter das Kleid auf ihre Füße, um sie zu wärmen. Dankbar lächelte Maria, sagte aber niemand ein Wort davon, denn womöglich hätten die Hirten den Hund aus dem Stall gejagt. So aber vergaßen sie den Hund und bewunderten nur weiter das Kind.

Das ist der Grund, warum bei Krippenbildern nie ein Hund zu sehen ist.

Sonja Henisch

Extremfußball

Es gibt fast keine Zuschauer, ein so genanntes «Geisterspiel». Der Schiedsrichter wird in der 1. Minute ausgeschlossen, trotzdem spielen die Fußballer nicht foul. Irgendjemand sägt die Torstangen an, der Ball ist rosa angemalt. Einige Spieler sind schwer betrunken, über den Platzlautsprecher dröhnt eine laute Popmusik. In der Pause werden die Seiten nicht gewechselt. Am Ende schläft der Tormann ein. Nachdem der rosa Fußball in das angesägte, manipulierte Tor geschossen wird, bricht das Tor zusammen und begräbt den schlafenden Tormann. Die Musik spielt «Smoke on the water». Ohne Schiedsrichter ist alles erlaubt, beziehungsweise wird nichts geahndet! Das Spielfeld ist verschneit, es ist eiskalter Winter, Schnee fällt auf den Rasen, deshalb gibt es keine Zuschauer. Angeblich ist Fußball ein Massenvolkssport, löst Begeisterung und Freude aus. Hier nicht. Es ist die einsamste Sache der Welt.

Andi Kleinhansl

Das Vanillekipferl und der Engel (eine etwas andere Weihnachtsgeschichte)

«Pfff, das war knapp!», hörte der Engel neben sich.

Er blickte nach links zu dem Berg Vanillekipferl auf einem – zugegeben – kitschigen Weihnachtsteller und sah es:

Ein schweißgebadetes Vanillekipferl, das nochmals murmelte: «Pff, das war knapp!».

«Was war knapp?», fragte der Engel.

«Na, dass ich der dicken Berta entkommen bin!», entrüstete sich das Kipferl. (Die dicke Berta war ein kleines dickliches Mädchen, das für sein Leben gern Vanillekipferl aß. Aß? Nein, es stopfte diese regelrecht in sich hinein!)

«Na ja, du bist ja auch schön rund, mit Puderzucker bestreut und weich», entgegnete der Engel.

«Findest Du?», sagte das Kipferl. Etwas eitel sah es an sich hinab und meinte stolz: «Ja, du hast recht – ich bin eben ein richtiges Vanillekipferl!».

«Soso, gibt's auch falsche?», brummte der Engel.

«Na ja, nicht direkt falsche», entgegnete das Kipferl, «aber dünne, harte, zerbröselte und welche, die nicht so gut schmecken wie ich».

«Na, dann kannst du ja mit dir zufrieden sein, oder?», meinte der Engel.

«Ehrlich gesagt, bin ich sehr zufrieden!», juchzte das Kipferl.

«Schön, wenigstens einer von uns ist zufrieden. Ich bin es nicht!», Der Engel klang ärgerlich.

«Wieso?», fragte das Vanillekipferl erstaunt.

«1 x im Jahr werde ich aus der Kommode geholt, entstaubt und neben einen Teller mit Weihnachtsgebäck gestellt – wie langweilig!», resümierte der Engel.

«Ich kann dich gut verstehen und das tut mir sehr leid für dich. Mein Leben ist viel interessanter, wenngleich mich die dicke Berta eines Tages doch verschlingen wird», verkündete das Vanillekipferl.

Sabine Kaup

Fund

Als der Hund sich entschloss, spazieren zu gehen, stimmte ich zu und begleitete ihn.

Ich war den ganzen Tag herumgelegen und wie es oft ist, hatten sich meine Augen gegen jeden Versuch zu lesen oder sonstige Verwendung für sie zu finden, gewehrt. Ich hatte stattdessen an die Vollendung des Tages gedacht und dahingedöst.

Jedenfalls, wir gingen dann aus dem Haus, ich vergaß auch die Leine nicht, und wir begannen unsere Runde. Sie sollte uns in etwa einer Stunde zurück nach Hause führen.

Und natürlich tat sie das auch, wir kehrten nach etwa einer Stunde heim und

hatten wenig zu erzählen. Ja, der Hund gab etwas von sich, doch das interessierte niemanden.

Das bedeutet aber keineswegs, dass wir nicht um einiges klüger geworden waren bei unserem Ausflug, uns der eigenen Vergänglichkeit bewusst wurden und das fanden, wozu wir aufgebrochen waren: eine gänzlich neue Sicht auf unser Leben und, ich möchte sagen, eine Weltanschauung, nach deren strengen Regeln wir die folgenden Tage bestritten.

Am Abend legte ich noch einiges Holz ins Feuer, denn wir wollten uns aufwärmen nach dieser kalten Stunde.

Thassilo Hazod

Der Weihnachtsbaum

Weit, weit weg, hinter den hohen Bergen liegt das Wunderland. Vor Zeiten herrschte in diesem Land ein junger Zar. Bälle, Feste und Feierlichkeiten liebte er über alles. Und für Weihnachten und den Jahreswechsel wünschte er sich den allergrößten Baum, der in seinen Wäldern wuchs. Er rief seinen Holzfäller zu sich und befahl ihm, die allergrößte Tanne umzuschneiden und zum Palast zu bringen. Der Holzfäller nahm Säge und Hacke und ging in den Wald. Er suchte die allergrößte Tanne aus und wollte sich schon ans Sägen machen. Plötzlich erblickte er neben der Tanne ein altes Männlein von der Größe eines Fingers. Seinen Kopf bedeckte ein grünes Hütchen, angezogen war es mit einem grünen Jäckelchen und einem blauen Höschen, in der Hand hatte es so ein hübsches Blümchen. Der Alte fragt den Holzfäller: «Wozu willst du diese Tanne fällen?» «Der Zar hat befohlen, ihm zu den Feiertagen die allergrößte Tanne zum Palast zu bringen», antwortete der Holzfäller. «Sag dem Zaren, er soll selbst zu dieser Tanne wallen, soll sie selber fällen, selber heimwärts rollen», sagte der Alte, fächelte mit seiner Blume, und Säge und Hacke des Holzfällers flogen davon. Der Holzfäller erschrak sehr, lief zum Palast und erzählte alles dem Zaren. Da wurde der Zar sehr böse, rief seinen General und befahl ihm mit seinen Soldaten den Wald einzukesseln und die Tanne zu fällen. Der General und sein Streithier sammelten sich, die Kanonen wurden ausgefahren, im Trommelmarsch näherten sich die Soldaten dem Wald und kesselten ihn ein.

Plötzlich erschien wieder dasselbe alte Männchen und fragte: «Was wollt ihr denn machen?» «Die Tanne für unseren Zaren fällen», antwortete der General. «Sag dem Zaren, er soll selbst zu dieser Tanne wallen, soll sie selber fällen, selber heimwärts rollen», sagte der Alte, fächelte mit seiner Blume, und allen Soldaten flogen die Säbel, Gewehre, Kanonen, Sägen und Hacken davon. Da erschrecken der General und die Soldaten und liefen zum Palast. Der General warf sich vor dem Zaren auf die Knie und erzählte ihm alles. Da überlegte der Zar und überlegte und dachte sich, was das ohne Tanne wohl für ein Jahreswechsel werden

würde. Da würde er wohl doch selber wallen und die Tanne selber fällen müssen. Und der Zar fuhr in den Wald, er war alleine, ging zur Tanne, sah den Alten stehen. Sagte der Alte zum Zaren: «Na endlich bist du selber da. Höre nun mein Wort. Versprich, dass du im Frühjahr ohne Zeugen und alleine herreist, obwohl du doch der Herr bist, und dass du sieben kleine Tannen setzt.» «Einverstanden, ich verspreche es, sieben kleine Tannen setze ich», sagte ihm der Zar. Der Alte verschwand, die Tanne neigte sich von selber und fiel zu Boden. Da rief der Zar seine Diener und sie trugen die Tanne zum Palast. Sie behängten den Baum mit viel schönem Schmuck, die Tanne war sehr hübsch anzusehen und die Weihnachtsfeiertage und das Neue Jahr bei Hof waren sehr fröhlich.

Das Frühjahr ging vorbei und der Sommer kam. Der Zar hatte sein Versprechen sieben Tännlein auszusetzen vergessen. Im Herbst zog er mit seinen Höflingen zur Jagd in den Wald. Während der Jagd bäumte sich sein Pferd auf, wieherte und trug ihn mitten ins tiefste Waldesdunkel hinein. Nur mit Mühe konnte der Zar es anhalten. Da erblickt der Zar auf einem Baumstumpf den schon bekannten Alten. «Grüß dich, servus, Zar. Wie hast du denn das Neue Jahr gefeiert? Du hast versprochen, dass du im Frühjahr ohne Zeugen und alleine herreist, obwohl du doch der Herr bist, und dass du sieben kleine Tannen setzt. Dein Versprechen hast du nicht gehalten, ich lasse jetzt kein Mitleid walten. Zum schwarzen Raben wirst du, und im Walde bleibst du.» So sprach der Alte, fächelte mit dem Blümchen und verschwand. Der Zar jedoch verwandelte sich in einen schwarzen Raben, krächzte auf und flog davon. Die Höflinge suchten den Zaren noch lange, konnten ihn jedoch nirgendwo finden, und so kehrten sie alleine zum Hof zurück.

Es verging der Herbst, es verging der Winter und schließlich brach das Frühjahr an. Der Rabenar beschloss die sieben kleinen Tannen zu setzen. Aus den Tannenzapfen pickte er sieben Samenkörner, grub mit seinem Schnabel sieben Löchlein, warf je ein Samenkörnlein in jedes Löchlein, bedeckte sie mit Erde und brachte in seinem Schnabel Wasser vom Bach, mit dem er die Samen begoss.

Vierzig Tage hindurch begoss er sie. Am einundvierzigsten Tag arbeiteten sich sieben kleine Tannen aus der Erde heraus. Da freute sich der Rabenar und begann zu singen. Es erschien der Alte mit dem Blümchen und sagte: «Ich habe geschaut, erst dann dir getraut. Die Tännlein, seh' ich, hast du ausgesät. Setze dich auf deinen flinken Rappen, und gleich kannst du nach Hause traben.» Dann fächelte der Alte mit dem Blümchen und der Rabe verwandelte sich in den Zaren zurück. Dann setzte sich der Zar aufs Pferd und ritt zum Schloss. Bei Hofe freuten sich alle, dass der Zar endlich zurückgekehrt war, und sie fingen an zu fragen, wo er denn so lange geblieben sei, er aber erzählte niemandem etwas und rief seine Schreiber herbei, damit sie einen Erlass schrieben: «Es darf im Wald kein Kahlschlag sein, der Hügel darf nicht baumlos sein, hier darf auch keine Wüste sein. Mein Erlass wird dazu dienen: Wenn einer einen Baum im Walde fällt, dann soll im Frühjahr sieben Bäumchen er denn setzen.» Seit dieser Zeit machen die Menschen in diesem Zarenreich es so. Wenn sie einen Baum gefällt haben, setzen sie im Frühjahr sieben ebensolche Bäumchen aus. Und seit dieser Zeit sind in diesem Zarenreich die Wälder dicht und tief und es gibt darin allerlei sichtbare und unsichtbare Vögel und Wildtiere.

Razmik A. Gevondyan

Aus: Razmik A. Gevondyan, «Der Rauchfangkehrer, seine Frau und der weiße Wolf. Märchen für Kinder und Erwachsene» Ins Deutsche übertragen von Elisabeth Namdar. Band zwei, «Siebenblatt, Surja und Perun», ist bereits in Vorbereitung und erscheint Anfang des nächsten Jahres.



Präsentation von «Der Rauchfangkehrer, seine Frau und der weiße Wolf» am 11.12. um 19 Uhr im s'Häferl, Hornbostelgasse 6, 1060 Wien. Eva-Maria Reh begleitet die Lesung auf der Flöte. Eintritt frei! Das Buch des armenischen Märchenerzählers und Augustin-Verkäufers Razmik A. Gevondyan, Jahrgang 1935 und seit 2005 in Wien zu Hause, ist bei der Präsentation in der Buchhandlung im Stuwerviertel (Stuwerstraße 42, 1020 Wien) um wohlfleile 8 Euro zu erwerben; und natürlich von Montag bis Freitag immer vormittags beim Autor persönlich auf seinem Augustin-Standplatz (Kaiserstraße 92, 1070 Wien).

Der Rabenar beschloss die sieben kleinen Tannen zu setzen

Nächstenliebe? Sprachverfall. Und der Kampf um die Tastatur

21.11.

Ich verkehre zum wiederholten Male öffentlich. In Richtung Redaktion. U1 und 59A verwende ich dafür. Es gibt wie immer so einiges zu hören und zu sehen. Die meiste Angst entwickelt sich bei mir vor Leuten, die die «Österreich» lesen. Also nicht vor ihnen persönlich, sondern vor den Schlagzeilen, die ich mehr oder weniger unfreiwillig wahrnehme. Es ist wie bei einem schweren Autounfall. Ich will nicht hinschauen, aber der zweite Gottfried, der mir scheinbar innewohnt, der mag den ersten überstimmen. Es kommt zu einem kurzen Wortgefecht in meinem Inneren, das mit einem glücklichen Unentschieden endet, da das verdächtige und durchaus gefährliche Machwerk eben gerade in die Handtasche gepackt wurde. Uff, Glück gehabt. Das Leben ist zu kurz, um es mit so einer Lektüre zu verschwenden.

22.11.

Das Übliche. Ein Auge öffnet sich. Nach einer kurzen Wartezeit folgt das zweite Sehorgan. Eine gewisse Dunkelheit wird wahrgenommen. Was vielleicht damit zusammenhängen könnte, dass die Jalousie nicht geschlossen ist. Laut Zeitmesser sollte es 9 Uhr morgens sein. Also auf zum Morgensport und Jalousie in die Höhe kurbeln. Des Weiteren folgt eine ausgiebige Inventur der Futterbestände, bei denen der blinde Murli dringend dabei sein muss. Lagerbestand Tierfutter: reichlich. Menschenfutter: ausbaufähig. Es kommt zur Einkleidung des Delinquenten, der es lieber warm draußen hat. Und dann fröhlichen Hufes in Richtung Nahversorger seines Vertrauens. Dort angekommen völlig ahnungslos durch die Regalreihen irrend. Ein Einkaufszettel wäre kein Fehler gewesen. Aber es wird ohnehin gekauft, was zwar schon abgelaufen, aber doch noch da ist. Die Nennung des zu zahlenden Betrages erinnert an die längst vergangen geglaubte Zeit der Raubritter und Wegelagerer. Das Übliche eben.

23.11.

Egal ob hier, oder bei unseren deutschen Nachbarn. Es wird kollektiv sich gefürchtet. Behaupten einige Medien und rechte Politiker. Eine Einwanderungswelle, auch als Einwanderungsstunami bezeichnet, droht Europa. Na bumm! Es entbrennt ein Streit über die Örtlichkeiten, an denen Flüchtlinge jeder Art untergebracht werden können/sollen. Natürlich keinesfalls in Nobelbezirken. Wo kommen wir da hin?! Da kann ja jeder kommen! Ich habe in letzter Zeit einige Diskussionen verfolgt. Dabei fiel mir etwas Seltsames auf. Obwohl Weihnachten vor der Tür steht und gerade bei den Kirchen, zum Beispiel in Klöstern doch einiges an Leerraum besteht, konnte ich noch keine ernst zu nehmende Wortmeldung aus dieser Richtung wahrnehmen. Christliche Nächstenliebe? Menschlichkeit? Ein Quartier für Menschen in großer

Not und Lebensgefahr? Oder ist etwa doch jeder Abt sich selbst der Nächste und lässt große Teile seines Klosters leer stehen?

24.11.

Scheinbar ein Montag. Als weiterhin befristeter Frühpensionist stelle ich mir wieder mal eine Frage. Ich schein mich nicht wirklich zu mögen, weil ich mir immer solche Fragen stelle. Warum machen unsere deutschen Freunde einen Unterschied zwischen Rente und Pension? Warum verfällt Sprache immer mehr? Sie entwickelt sich nämlich nicht weiter, sondern verfällt. Sagen einige Untersuchungen von Universitäten. Und was hat das Ganze mit Montag zu tun? Wenn ich das wüsste.

25.11.

«<vm.äst3waq» Maudi hat ihren Fünftwohnsitz auf der Tastatur aufgeschlagen und findet das völlig normal und standesgemäß. Immerhin befindet sie sich im biblischen Alter von 19,5 Jahren(!) Wenn ich sie richtig verstanden habe, dann macht es ihr nicht das Geringste aus, dass ich hiermit ihr Alter verraten habe. Ganz im Gegensatz zu so mancher Dame, die aufgrund von chirurgischen Optimierungen gar nicht mehr genau weiß, wie alt welcher Körperteil nun eigentlich wirklich ist. Maudi findet das blöd, der blinde Agent 00-Murli will seiner Vorgesetzten in diesem Punkt nicht widersprechen.

26.11.

Der dritte Tag der Woche. Mittwoch. Die Woche hat 7 Tage. Also ist der Donnerstag eigentlich der Mittwoch. Weg mit diesen dummen Fragen! Immerhin sollte ich mich längst im angemessenen Weihnachtsstress befinden. Und für Onkeln und Tanten kleine Präsente erwerben. Leider ist mir die entsprechende Verwandtschaft schon seit meinem 15. Lebensjahr abhanden gekommen. Eine zu lange Geschichte für diesen Rahmen. Aber es könnte durchaus passieren, dass ich mich ohne mein Wissen in eine Cousine von mir verknalle. Aber andererseits wäre dann außer meinen beiden schwarzen Stubentigern noch wer da, den ich liebhaben kann.

27.11.

Mein Kampf um die Tastatur. Die unendliche Geschichte. Ein kleiner Staubsauger ist bei der Beseitigung von Katzenspuren in Form von Haaren behilflich. Eine haarige Angelegenheit. Vor allem, weil sich weder Murli, noch Maudi vor dem lärmenden Gerät zu fürchten scheinen. So, alles wieder sauber. Dann kann ich ja allen meinen treuen Lesern und -innen ein möglichst frohes Fest und Prosit Neujahr wünschen. Spezieller Gruß an Fr. Mag. Eva F.

Gottfried



TAGEBUCH
EINES
AUGUSTIN-
VERKÄUFERS

„Eine gewisse Dunkelheit wird wahrgenommen“

Rom. Auf dem Weg zum Monumento Vittorio Emanuele II

Schon während des Stehfrühstücks in einem Buffet neben dem Busbahnhof des Stazione Roma Termini waren Groll und der Dozent auf ein unablässiges Rattern aufmerksam geworden, und als sie ins Freie traten, sahen sie einen Hubschrauber, der seine immer gleichen Runden über dem Bahnhofsgelände zog.

Der Helikopter sei nicht zur Verkehrsbeobachtung ausgerückt, meinte der Dozent fachmännisch, dazu sei er viel zu groß. Es handle sich um den mittleren Transporthubschrauber MV Agusta 101.

«Dass Sie sich bei militärischem Gerät auskennen, ist mir neu», erwiderte Groll.

Der Dozent lächelte. «Nur eine Kopie Ihrer Vorgehensweise, geschätzter Freund. Ich behaupte etwas Unsinniges oder Halbwahres und warte dann die Reaktion der Zuhörer ab. Kommt kein Widerspruch, habe ich recht. Ich kenne mich bei Hubschraubern ebensowenig aus wie in den Terme di Diocleziano dort vorne. Ein Freund fuhr ein Motorrad dieses Namens, so blieb der Name haften. «Agusta 101» klingt großartig, finden Sie nicht?»

«Die Kopie ist Ihnen fast gelungen, man gratuliert.» Groll beugte den Kopf.

«Es ist nur ein onomatopoetisches Argument, kein inhaltliches», gab der Dozent sich bescheiden. Groll reagierte mit einem fragenden Blick.

«Ein lautmalerisches Wort, es haftet gut im Gedächtnis», erklärte der Dozent.

Groll verbeugte sich nochmals. Dann schaute er auf und bemerkte, dass Agusta, der älteste italienische Aeronautikkonzern, Kooperationen mit den amerikanischen Hubschrauber-Herstellern Bell und Boeing eingegangen sei. Das österreichische Bundesheer führe einige dieser Maschinen in seinem Bestand. Die Motorradsparte Agusta habe sich nach dem letzten Krieg abgespalten und sei vor kurzem von der Sportabteilung des Mercedes-Benz Konzerns übernommen worden. Die Schwaben wollten den Audi-Leuten nicht hinterher hinken, welche den italienischen Rennmotorradhersteller Ducati übernahmen. Die gegenwärtigen Modelle würden den schönen Namen «Agusta Brutale 990» tragen.

Der Dozent verzog das Gesicht.
«Ich sehe, der Name findet nicht Ihre Zustimmung. Meine hat er, ich sehe die Geräte mit Wohlwollen. Nicht wenige Fahrer der «Brutale» verunglücken mit dem Gerät und davon bleiben wieder ein paar Hundert junge Querschnittgelähmte übrig, was sich wiederum günstig für die Rollstuhlproduktion auswirkt, denn eine gewisse Stückzahl ist für die Produktion guter Rollstühle erforderlich. Andernfalls verkommt die Herstellung zur technisch rückständigen Liebhaberei.»

«Sie sind unmöglich!» rief der Dozent. «Sie beuten die Unglücklichen auch noch aus! Was für ein widerlicher Zyniker Sie doch sind.»

Auch er sei Rollstuhlfahrer und mitnichten unglücklich, entgegnete Groll. Er sei auch

nicht zynisch, nur realistisch und versuche, aus jeder Situation das Beste zu machen.

Eine Stunde später näherten die beiden sich über die Via Cavour dem Forum Romanum. Ein massives Polizeiaufgebot sorgte für Sicherheit, weitere Hubschrauber kreisten über der Stadt. Groll genoss die Fahrt; nicht nur, dass es bergab ging erleichterte das Fortkommen, die Straße war leer wie die Wiener Ringstraße am Ersten Mai. Vor der Piazza Venezia stießen sie auf den Grund der Verkehrsberuhigung. Eine ansehnliche Demonstration von Kurden und mit ihnen solidarischer Menschen forderte Waffen für die kurdischen Verteidiger von Kobane, jener von den Truppen des Islamischen Staats überrannten kurdischen Stadt im Norden Iraks. Die Bilder der auf einem türkischen Hügel an der Grenze aufgefahrenen schweren Panzer gingen Anfang Oktober 2014 um die Welt. Es bedurfte nur eines kurzen Blickes, dann reiheten der Dozent und Groll sich in das Heer der Demonstranten ein und skandierten martialische Parolen. Den genauen Wortlaut begriffen sie nicht, aber die lautmalerische Qualität der Sprache sorgte dafür, dass sie sich als vollwertige Demonstranten fühlten. Hätte man ihnen eine «Agusta Brutale 990» zur Verfügung gestellt, sie wären sechsunddreißig Stunden später zwischen den wartenden türkischen Panzern aufgetaucht und hätten die Speerspitze zum Entsatz der belagerten Stadt Kobane gebildet.

So aber zogen sie singend und skandierend am Colosseum vorbei Richtung Piazza Venezia. Weiß und unüberwindlich erhob sich vor ihnen das italienische Nationaldenkmal, das Monumento a Vittorio Emanuele II.

Nach dem Ende der Kundgebung labten sie sich an einem Buffet mit Espresso und Acqua Minerale. Groll erkundigte sich nach dem Schicksal des Agusta-fahrenden Dozenten-Freundes.

Der sitze im Vorstand einer notverstaatlichten Bank, sei mit einer Society Lady verheiratet, habe vier Kinder in Privatschulen und quäle sich jeden Tag mit einem riesigen Audi-Geländewagen durch die Innenstadt, antwortete der Dozent.

«Schade», sagte Groll und lächelte unschuldig.

Erwin Riess

247.
FOLGE



HERR GROLL
AUF REISEN

AUGUSTIN 380



Immerhin ein Orientierungspunkt

AUGUSTIN 380

Weihnachtsg'schicht

Vua launga Zeit, hob i des Christkindl gsehng. Wia i so bsoffin vom Beisl ausse bin, is dahergflogn kumma hod si auf mei Schuita gsetzt und hod ma ins Uhrwaschl gflüstet: «Frohe Weihnocht, Peppi! Do schau, i schenk da was», und hod ma a Packl gem, vuar lauta Freid hob is glei aufgrissn und vuar Schreck a glei wieda foin lossn, wos glaubts wos do drin woar? Lauta weisse Meis, gschimpft hob i wie a Rohrspotz, «Christkindl», hob i plärrt, «bist scho gaunz deppat, wos faung i denn mit de Viecha au?» Aufamoi hod's mi so gaunz komisch aug'schaut, und g'mant: «Peppi, waunst so weida saufst, wirst boid aan gaunzn Tiergoartn von soiche weissn Viechal haum.» Mi hods glei aufn Scheissa gsetzt, oda bin i in meina Fett n ausgrutsch, i waas nimma.

Aufollefälle woar i glei stockniacht unds Christkindl woar a aufamoi weg, nur mehr Schneeflockaln san auf mi obe grieslt, daumois hods klick gmocht und seither sauf i mi nimma au bis zum Umfoin ... und weisse Meis hob i nur mehr in daa Tierhaundlung gsehng!

Daunkdasche Christkindl!

Beide Gedichte: Chris Novak

S'Haumstaradl

Die Wöd is wie a Haumstaradl des draht si in aan murzdrum Käfig de ane Seitn is aus Goid de andre Seitn grau und schäbig und üban Radl hängt a Brettl drauf sitzn a poar Fetznschädl die im Käfig olles lenkn und fiar die Haumsta untn denkn nur ... vüle Haumsta san ned bled und schrein dass so ned weida geht ... die Fetznschädl schau gaunz baff und frogn si ... steh ma auf da Saf? Passts auf ... mir haun aan Sack Karott n obe werds sehng daun hoidns glei den Schnobe doch Gottseidaunk is nimma so die Haumsta scheissn auf die Show und plärrn ... mir lossn uns jetzt nimma roin und wern eich glei vom Brettl hoin es haubts auf uns nur obegspuckt und mir haum imma olles gschluckt nur ... jetzt gehts auns Fetznschädl stutzn und daun den gaunzn Dreck wegputzn wir hoffn auf a andre Wöd wos Herz zöht und ned nur des Göd!



«S'Haumstaradl» aus Chris Novak, «Mischmasch. Gedichte», Rampenlicht Verlag



12 Monate mit über 60 Feiertagen:

staatlich, Bahá'í, buddhistisch, christlich, islamisch, jüdisch

Texte zu einer traumhaften Welt ...

... mit Grundeinkommen, Fairem Handel, Leihen & Teilen, Werbewahrheit, Gemeinwohl, ...

Bestellformular & Web-Ansicht: www.ka-wien.at/0812

katholische.aktion@edw.or.at

1 Stk: 12,- , 2 Stk: 19,-
3 Stk: 24,- (inkl. Porto)

TRÄUME
**SOL-Kalender
2015**

DIE WAHRHEIT
EINER ABSICHT
IST DIE TAT.

FRIEDRICH HEGEL

